

REGION

Nordbayerischer Kurier
Samstag/Sonntag, 14./15. Juni 2014

23

Kreispolitik: Neue Vizelandrätin im Interview über ihre Ziele

Seite 25

Sau im Glück: Zu Besuch in den Schweineställen der Region

Seite 27

Warmensteinach: Vertrag mit Puchtler-Betreiber ist geplatzt

Seite 29

Kettenreaktion beim Linksabbiegen

HEINERSREUTH. Drei beschädigte Fahrzeuge und zwei leicht verletzte Autofahrerinnen, das ist die Bilanz eines Unfalls, der sich am Donnerstag gegen 11.35 Uhr in der Bayreuther Straße in Heinersreuth ereignete. Wie die Polizei meldet, wollte eine 50-Jährige nach links in eine Grundstückeinfahrt abbiegen. Sie musste ihren VW wegen Gegenverkehrs anhalten. Diese Situation erkannte eine 45-Jährige aus Hochstadt und hielt mit ihrem Opel dahinter an. Eine 25-jährige Kulmbacherin krachte auf den Opel, den sie auf das andere Fahrzeug schob. Schaden: Rund 6000 Euro. red

Ohne Zulassung und ohne Führerschein

A 9/PEGNITZ. Mit einem nicht mehr angemeldeten Peugeot und ohne Führerschein war ein 44-jähriger Mann nach Angaben der Polizei auf der A 9 Richtung Berlin unterwegs. Eine Streife der Verkehrspolizei Bayreuth hielt das Fahrzeug, an dem französische Kennzeichen angebracht waren, in der Nacht zum Freitag an der Ausfahrt Trockau an. Ein Blick in die Papiere genügte, um festzustellen, dass für den Peugeot weder Zulassung noch Versicherung bestanden. Zudem musste der 44-Jährige einräumen, dass er keinen Führerschein besitzt. Die Beamten stellten den Autoschlüssel sicher, der Mann konnte nach Zahlung einer Sicherheitsleistung seine Reise mit der Bahn fortsetzen. red

Unbekannte stehlen Land Rover

WUNSEDEL. Unbekannte Diebe schlugen in der Nacht zum Donnerstag bei einem Wunsiedler Autobus zu und stahlen einen graubraunen Land Rover Discovery. Die Täter brachten laut Polizei vermutlich zuvor die Kennzeichen BT-LR 64 an dem 60 000 Euro teuren Auto an. Ein weiterer Land Rover wurde aufgebrochen und beschädigt. Die Käpjo in Hof sucht unter 0 92 81/70 40 Zeugen, die das Fahrzeug mit der Aufschrift Land Rover auf der Motorhaube gesehen haben. red

Richtiger Umgang mit Krebsen

AUFSESS. Einen Krebs-Kurs bietet die Lehranstalt für Fischerei des Bezirks Oberfranken an. Der Kurs findet am Freitag, 11. Juli, von 9 bis 14 Uhr in der Lehranstalt für Fischerei in Aufsess statt. Der heuer neu entwickelte Krebs-Kurs befasst sich mit allen Facetten des Krebses nach dem Motto „Schützen durch Nützen“. Es geht um die Biologie der verschiedenen Krebse, Unterscheidung der Krebsarten, Zucht und Bezugsquellen, Fang im Wildwasser sowie Verarbeitung und Zubereitung. Die Kursgebühr beträgt 30 Euro, Anmeldung: 09 21/6 04 14 69. red

LESERSERVICE

Kundenservice:
Tel.: 0921 294-294, Fax: -194
E-Mail: kundenservice@kurier.tmt.de

Regionalredaktion:
Tel.: 0921 294-177, Fax: -160;
E-Mail: regionalredaktion@kurier.tmt.de

Leserbriefe:
Tel.: 0921 294-166, Fax: -160
E-Mail: leserbriefe@kurier.tmt.de



Im Albert-Schweitzer-Hospiz tut man alles, damit sich Menschen in ihrer letzten Lebensphase wohl und geborgen fühlen. Das Hospiz ist eines von mehreren Angeboten in der Region, die Schwerkranken und Sterbenden offenstehen. Foto: Archiv/Ritter

Übers Sterben reden

Für Menschen am Lebensende gibt es in der Region viele Ansprechpartner – Neue Serie über ein Tabu

BAYREUTH
Von Sarah Bernhard

Sterben gehört zum Leben dazu – und ist doch bis heute ein Tabuthema. Man verdrängt Gedanken an den Tod oder traut sich nicht, nachzufragen. Deshalb wird der Kurier in den kommenden Wochen verschiedene Aspekte des Themas aufgreifen. Heute: Wer hilft mir eigentlich am Lebensende?

Frank Stief wundert sich: In diesem Jahr schliefen besonders viele Menschen im Fernsehstudio oder in ihrem Bett ein und wachten am nächsten Morgen nicht mehr auf, sagt der Bestattungsunternehmer aus Thurnau. Insgesamt sei das aber eher die Ausnahme, heißt es aus dem Speichersdorfer Bestattungsinstitut Neumann: Rund die Hälfte der Toten käme mittlerweile aus dem Krankenhaus, häufig sei Krebs die Todesursache. Solche Menschen brauchen am Lebensende andere Hilfen als die, die an Alterserscheinungen sterben. In der Region ist man für beide Fälle gerüstet.

PFLEGEHEIME

Viele Pflegeheime sind vor allem auf ältere Bewohner ausgerichtet. Solche Menschen hätten meist weniger Angst vor dem Sterben, als vor dem Leiden, sagt Palliativarzt Wolfgang Schulze. In

vielen Seniorenheimen gibt es deshalb Pflegekräfte, die sich besonders gut mit Schmerztherapie auskennen. Im Pflegezentrum Bischofsgrün, in dem nicht nur Ältere, sondern auch Krebskranke gepflegt werden, übernimmt in den letzten Stunden ein Betreuungsteam. „Sie legen beruhigende Musik auf, streicheln, achten darauf, dass der Sterbende nicht alleine ist“, sagt Pflegedienstleiterin Andrea Ebner. Im Seniorenzentrum Weidenberg gibt es eine spezielle Palliativfachkraft. „85 Prozent unserer Bewohner versterben hier, deshalb muss man mit dem Thema sorgsam umgehen“, sagt Pflegedienstleiterin Anja Precht.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

GEISTLICHE

Geistliche sind in der Region für Sterbende eher selten erste Ansprechpartner, sagt Reinhard Forster, katholischer Pfarrer in Weidenberg und Kirchenpingarten. „Die Kirchenbindung ist hier deutlich niedriger als in katholischen Gegenden.“ Gelegentlich werde er angefragt, dann bete er gemeinsam mit dem Sterbenden und spende die drei Sakramente. Auch der evangelische Pfarrer Edmund Grömer aus Bindlach sagt, er werde eher ge-

rufen, wenn der Todesfall schon eingetreten ist. „Viele Sterbende erschrecken soost, weil sie denken: Wenn der Pfarrer kommt, ist es amtlich.“ Wird er gerufen, greift er auf Gebete zurück, die dem Sterbenden vertraut sind. „Auch wenn ihr Bewusstsein getrübt ist, verstehen sie dann: Hier passiert gerade geistliches Handeln.“

HOSPIZVEREIN

„Wir gehen mit den Sterbenden ihren Weg, in ihrem Tempo“, sagt Brigitte Moser, Fachkraft für Hospiz und Palliative Care beim Hospizverein in Bayreuth. Die rund 50 ehrenamtlichen Begleiter kommen immer dahin, wo sie gebraucht werden: in Kliniken, Seniorenheimen und zu den Menschen nach Hause. Sie schenken den Sterbenden ihre Zeit, hören zu, spüren, was der andere braucht. Und sie helfen, Dinge zu klären, die sonst ungeklärt blieben, weil Kranke die Angehörigen nicht damit belasten möchten – oder die den Kranken schonen wollen, sagt Moser. Die Begleiter sind zwischen 35 und 81 Jahre alt, ihre Hilfe ist kostenlos.

PALLIATIVSTATION

Die Palliativstation im Klinikum ist für Menschen mit einer lebensbedrohlichen, nicht heilbaren Krankheit gedacht, die starke Beschwerden haben. Das können zum Beispiel Krebspatienten sein, die körperliche Schmer-

zen, Atemnot oder Panikattacken haben. Auf der Station versuchen Ärzte, Pflegekräfte und Therapeuten, diese Menschen mit Medikamenten, Pflege und Therapieangeboten so weit zu stabilisieren, „dass die Patienten ihre letzten Stunden, Wochen oder Monate zu Hause verbringen können“, sagt Dr. Wolfgang Schulze, Chefarzt der Station. Rund zwei Drittel der Patienten werden wieder entlassen, der größte Teil nach Hause, einige ins Hospiz. Es gibt zwölf Plätze und eine Warteliste. Kranke brauchen eine Überweisung des Hausarztes. Ab Oktober wird die sogenannte Spezialisierte Ambulante Palliative Versorgung (SAPV) dazu kommen, die Patienten zu Hause medizinisch, pflegerisch und therapeutisch bis zum Tod betreut.

ALBERT-SCHWEITZER-HOSPIZ

Im Hospiz werden schwerkranke Menschen, die nicht mehr nach Hause zurück können, weil sie zu schwach sind oder Rundumbetreuung brauchen, kurz vor Ende ihres Lebens palliativ betreut. „Diese Menschen sollen sich bei uns sicher und aufgehoben fühlen“, sagt Hospiz-Leiterin Angelika Eck. Die Bewohner werden von Bayreuther Hausärzten betreut. Den Aufenthalt übernehmen größtenteils die Kassen, ein Teil wird durch Spenden finanziert. Das Hospiz hat zehn Plätze, auch hier gibt es ab und zu eine Warteliste.

„Es geht um 65 Einzelschicksale“

KSB-Sprecher bestätigt: Arbeitsplätze werden bis Mitte 2015 abgebaut – Komponenten kommen aus Indien

PEGNITZ

Die Mitarbeiter sind verunsichert, bangen um ihre Jobs: Nachdem die Firma KSB bekanntgegeben hat, 65 der derzeit 282 Arbeitsplätze in der Pegnitzer Gießerei zu streichen, herrscht eine angespannte Atmosphäre.

„Es wird viel über das Thema gesprochen, wir haben laufend Anfragen“, sagt der Betriebsratsvorsitzende Wolfgang Kormann. Er selbst habe erst am Dienstag erfahren, dass in der Gießerei 65 Stellen wegfallen werden. „Es herrscht große Verunsicherung. Ich komme

selbst aus der Gießerei, ich kenne die Abläufe und die Kollegen, viele kommen jetzt direkt zu mir“, so Kormann. „Es geht um 65 Einzelschicksale, der eine hat ein Haus gebaut, der andere will heiraten.“

Entlassungen seien nicht zu vermeiden. „Es wird ein Großteil davon betriebsbedingt gekündigt“, sagt Pressesprecher Ulrich Bingenheimer. Dahinter stecken wirtschaftliche Gründe: Obwohl KSB 2012 einen Rekordumsatz erreichen konnte, sei der Gewinn in den vergangenen fünf Jahren kontinuierlich gesunken. „2008 hatte der Konzern ein

Ergebnis vor Steuern von 200 Millionen Euro, 2012 waren es nur noch 132 Millionen und 2013 119 Millionen Euro“, nennt Bingenheimer die Zahlen, die hinter der Entscheidung stehen. Ein Bereich, der „schwächelt“, seien Standardgussteile, die in Pegnitz gefertigt werden. „Weil die Fertigungskosten zu hoch sind, werden diese Pumpen-Komponenten künftig unter anderem in Indien eingekauft“, teilte das Unternehmen mit.

Deutschlandweit werden 255 Stellen bis Ende 2016 gestrichen. Die 65 betroffenen Arbeitsplätze in Pegnitz sollen

bis Mitte 2015 wegfallen. „Wir werden den Abbau nicht mehr verhindern können. Aber wir versuchen, so viele Mitarbeiter wie möglich an Bord zu halten“, verspricht Kormann, der sich am Montag mit Vertretern der IG Metall trifft.

Für die Gießereimitarbeiter ist am Mittwoch eine Abteilungsverammlung geplant, dazu wird auch der Vorstand kommen. Auch bei der Betriebsversammlung am 26. Juni ist der Stellenabbau Hauptthema. Einige Fragen seien laut Bingenheimer noch unklar. So stehe noch nicht fest, ob es einen Sozialplan geben wird. Kf

„Manche wollen einfach ihre Ruhe“

Elfriede Dollhopf über den Umgang mit dem Sterben

BAYREUTH

Palliativmedizin und Hospizgedanke gibt es in Deutschland noch nicht lange. Die erste Palliativstation entstand 1983 in Köln, das erste Lehrbuch wurde 1997 herausgegeben. Elfriede Dollhopf (52) war von Anfang an dabei, heute kümmert sie sich auf der Palliativstation des Klinikums um schwerkranke Patienten.

Sie haben die Veränderungen im Gesundheitswesen direkt miterlebt. Was können Ärzte, Pfleger und Betreuer heute besser als vor 30 Jahren?

Elfriede Dollhopf: Früher hat man nach damaligem Wissen gehandelt. Nehmen wir das Beispiel Mundrockenheit: Vor 30 Jahren hat man Infusionen gegeben und mit einer Mischung aus Butter und Honig Mundpflege gemacht, um das Trockenheitsgefühl zu

Hört sich vor allem nach medizinischen Fortschritt an.

Dollhopf: Nein, das gilt auch für andere Bereiche, zum Beispiel den Umgang mit dem Tod. Für das Abschiednehmen vom Verstorbenen können sich Angehörige auf der Palliativstation heute Zeit nehmen. Wir können zum Beispiel das Abschiedszimmer auf zehn Grad kühlen. Die Familie eines vor kurzem verstorbenen Patienten konnte sich so noch das ganze Wochenende über verabschieden. Wenn die Angehörigen das wünschen, können wir zum Beispiel auch eine kleine Aussegnungsfeier organisieren.

Früher war das anders?

Dollhopf: Früher wie heute zählt eine dem Menschen zugewandte Haltung, die die individuellen Bedürfnisse der Patienten und Familien erkennt und beachtet.

Und das bedeutet?

Dollhopf: Wir hatten schon Patienten, die wollten am Ende ihres Lebens einfach ihre Ruhe haben. Haltung bedeutet, ihnen diese Ruhe zu gönnen. Für jemand anders, der Ängste hat, ist es wichtig, dass immer jemand da ist. Hier bedeutet Haltung, den Wunsch zu respektieren und die Familie so gut es geht zu unterstützen. Heute ist durch aufleere Gegebenheiten auf der Palliativstation, zum Beispiel den Abschiedsraum, manches mehr möglich.

Sind wir schon am Ende dieser Ent-



Elfriede Dollhopf hat die Veränderungen im Umgang mit dem Sterben direkt miterlebt: Sie arbeitete zunächst in der Palliativstation des Klinikums und wird ab Oktober die spezialisierte ambulante Palliativversorgung übernehmen, die zu den Menschen nach Hause kommt. Foto: Herbach

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

lindern. Heute weiß man, dass es viel besser hilft, mit gekühlten Getränken den Speichelfluss anzuregen. Oder mit gefrorener Ananas. Oder mit ätherischen Ölen, die man in einer Duftlampe verdampft. Die Hospizbewegung hat dazu geführt, dass es mehr Forschung zum Thema palliative Pflege gibt. Und damit mehr Wissen – und mehr Handlungsmöglichkeiten.

wicklung angekommen oder kommt danach noch etwas?

Dollhopf: Als Nächstes kommt im Herbst die sogenannte spezialisierte ambulante Palliativversorgung, kurz SAPV: Ein Team aus palliativ geschulten Ärzten, Pflegekräften und Therapeuten kommt zusätzlich zu Hausarzt und Pflegedienst zu den Patienten nach Hause. Dieses Team ist rund um die Uhr erreichbar und hat Zeit sowohl für Patienten als auch für Angehörige. Der

Gedanke dabei ist, die Menschen früher zu begleiten, um in schwierigen Situationen aktiv werden zu können. Dadurch sollen unnötige Einweisungen ins Krankenhaus vermieden werden. Das ist ein weiterer Schritt nach vorne – und ich freue mich darauf.

Was treibt Sie an, sich den ganzen Tag mit Tod und Leid zu umgeben?

Dollhopf: Für mich ist es eine Herzensangelegenheit, dass Menschen als

Menschen gesehen werden, nicht nur als Patient oder Verstorbener. Der Mensch verliert nicht seine Würde, weil er entsetzt oder dement ist, auch wenn nicht mehr das da ist, was mal da war.

Das Gespräch führte Sarah Bernhard

INFO: Sterben gehört zum Leben dazu – und ist doch ein Tabuthema. Deshalb wird der Kurier in den kommenden Wochen verschiedene Aspekte des Themas aufgreifen.

SO HAT SICH DER UMGANG MIT DEM STERBEN IN DEN LETZTEN 30 JAHREN VERÄNDERT



DIE HOSPIZFACHKRAFT

Brigitte Moser, Koordinatorin des Hospizvereins: „Zu Beginn meiner Ausbildung haben Ärzte oft die Diagnose verschwiegen, die Patienten hatten keine Chance, sich auf ihr Sterben vorzubereiten. Heute wird aufgeklärt, Angehörige werden mit einbezogen. Auch bei den Patientengängen ist eine gewisse Offenheit, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Die Bestattung wird vorbereitet, die letzte Lebensphase geplant.“



DER PFARRER

Edmund Gröner, evangelischer Pfarrer in Bindlach: „Ich nehme eher einen Wandel in der Bayreuther Bestattungskultur wahr: Die klassische Erdbestattung ist mittlerweile eine absolute Seltenheit. Feuerbestattung ist die Regel. Viele Menschen sagen: Ich will nach dem Tod bloß keine Arbeit mehr machen. Dabei bin ich mir sicher, dass viele Angehörige gerne dazu bereit wären, ein Grab zu pflegen.“



DIE MINISTERIN

Melanie Huml, bayerische Gesundheitsministerin: „In Bayern gibt es 89 Krankenhäuser mit palliativmedizinischen Angeboten, in die Hospizarbeit werden dieses Jahr 350 000 Euro investiert. Wir wollen ein Leben in Würde und möglichst ohne Schmerzen bis zuletzt ermöglichen. Wenn schwerstkranke Menschen wissen, dass sie nicht allein gelassen werden, ist der Wunsch nach Sterbehilfe viel geringer.“



DIE PFLEGEKRAFT

Irene Bauer, stellvertretende Stationsleiterin der Diakoniestation Speichersdorf: „Früher hat man noch schneller den Notarzt geholt als heute. Aber auch heute müssen Patienten und Angehörige noch darauf hingewiesen, dass man auch zu Hause sterben kann. Viele Angehörige und sogar Patienten erleben das als Bereicherung, weil die Atmosphäre anders ist und sie sich aufgehoben fühlen.“

PALLIATIV-GESCHICHTE

1842: Gründung des ersten Hospizes nur für Sterbende in Lyon (Frankreich)

1983: Die erste deutsche Palliativstation in Köln entsteht. Das Wort „palliativ“ kommt von lateinisch „pallium“, der Mantel, und steht symbolisch für das ganzheitliche Umsorgen der Patienten.

1986: Die erste deutsche Hospizstation in Aachen eröffnet.

1987: In England wird es möglich, sich zum „Facharzt Palliativmedizin“ ausbilden zu lassen.

1991: 34 Personen gründen den Hospizverein Bayreuth. Ziel ist die ambulante Betreuung Schwerstkranker und der Bau eines Hospizes.

1997: Das erste deutsche Lehrbuch für Palliativmedizin kommt auf den Markt.

1998: Gründung der Bayreuther Hospiz-Stiftung, die den Bau eines Hospizes vorantreiben soll.

1999: In Bonn wird der erste Lehrstuhl für Palliativmedizin eingerichtet.

2003: Eröffnung der Palliativstation im Klinikum Bayreuth.

2008: Eröffnung des Albert-Schweitzer-Hospizes in Bayreuth.

Nach Pfingsten gibt es nur noch Steine

Gisela Schmidt schmückt schon seit 20 Jahren Altäre für Fronleichnam – In diesem Jahr ist an Blumen nicht mehr zu denken

KIRCHENLAIBACH
Von Martina Bay

Mit den Blumen wird es dieses Jahr nichts. „Weil Fronleichnam dieses Mal so spät ist, sind alle Blumen schon verblüht“, sagt Gisela Schmidt. Die 66-Jährige aus Kirchenlaibach schmückt mit ihren vier Nachbarinnen Blumenteppiche für Fronleichnam. Morgen feiert die katholische Kirche die leibliche Gegenwart Christi. Aber bis es so weit ist, müssen Schmidt und ihre Kolleginnen noch fleißig an ihrem Teppich basteln.

Statt der Blumen verwendet Schmidt Erde, bunte Steine und Fichtenspitzen. „Es muss immer ein christliches Motiv sein“, sagt Schmidt. Dieses Jahr wird es ein Kreuz. Ideen für christliche Motive holt sich Schmidt aus Zeitschriften. Ingesamt vergehen rund fünf Stunden, bis der Altar fertig geschmückt ist. Die Arbeit ist ehrenamtlich. Seit 20 Jahren arbeitet Schmidt immer mit denselben Frauen zusammen.

An Fronleichnam steht Schmidt um 6 Uhr auf, um den Altar im Ort aufzustellen. „Das Schmücken ist Frauensache, aber beim Aufbau helfen ein paar kräftige Männerhände mit“, sagt



Die Arbeit hat erst begonnen: Gisela Schmidt (Mitte) schmückt mit ihren Nachbarinnen Greta Nenendorf, Hedwig Büttner, Marieluise Dietz und Silvia Stahl (von links) den Blumenteppich für die Fronleichnamprozession. Weil Fronleichnam dieses Jahr relativ spät stattfindet, sind die meisten Blumen verblüht. Foto: Bay

Schmidt. Insgesamt werden in Kirchenlaibach fünf Altäre aufgestellt. Um halb neun beginnt die Messe in der Dreifaltigkeitskirche. Anschließend findet die Fronleichnamprozession statt, bei der die Vereine und Kirchenbesucher durch die Ortschaft an den Altären vorbeilaufen. Auch die Häuser sind mit Fähnchen geschmückt. Der fünfte Altar ist in der Kirche aufgestellt, wo alle noch einmal am Ende der Prozession zusammenkommen.

„Mir macht die Arbeit Spaß, schließlich möchte man das Brauchtum erhalten“, sagt Schmidt. Zum Kirchenjubiläum hat Schmidt einmal einen Blumenteppich geschmückt und draußen vor die Kirche gelegt. Der Bischof aus Regensburg war Ehrengast. Allerdings schüttete es in Strömen. Weil der Teppich teilweise mit feinem Sand geschmückt war, verwichte es die ganze Schrift. In letzter Minute konnten sie den Blumenteppich ausbessern. „Der Bischof hat das nicht mitgekriegt“, sagt Schmidt. Nach der Prozession treffen sich alle zum Pfarrfest an der Kirche. Die Arbeit im Team gefällt Schmidt besonders gut. „Man kennt sich, unterhält sich. Und: Viele Hände schaffen rasch ein Ende.“

STERBEHILFE: Sollte es Ärzten erlaubt sein, Patienten, die sterben wollen, dabei zu helfen? Oder sind Ärzte dazu verpflichtet, Leben in jedem Fall zu erhalten? Wir haben zwei Experten gebeten, ihre Sicht zu erläutern.



Man sollte über das Ende seines Lebens selbst bestimmen können, sagt Elke Baezner von der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben. Wenn man den Menschen die Angst und die Schmerzen nimmt, wollen sie gar nicht sterben, setzt Holger Lange, Vorsitzender des Klinischen Ethikkomitees des Klinikums, dagegen. Einig sind sich aber beide: Es muss Menschen geben, die am Ende des Lebens für einen da sind. Foto: dpa

CONTRA

PRO

Palliativmedizin nimmt die Angst Sterben als eigene Entscheidung

Normal ist, dass ein Mensch leben möchte. Dies gilt auch für Schwerstkranke. Niemand möchte jedoch leiden. Leiden wird häufig hervorgerufen durch Schmerzen, Angst vor Schmerzen und Angst vor Hilflosigkeit und Fremdbestimmtheit. Dank moderner Medikamente und Methoden kann der Arzt heute nahezu jedem Patienten Schmerzfreiheit und sogar Schmerzfreiheit garantieren. Schwieriger zu lösen ist das Problem der Hilflosigkeit beziehungsweise Fremdbestimmtheit. In diesem Zusammenhang fallen häufig Äußerungen wie „Ich möchte nicht an Schläuchen enden“. Hinter diesen Äußerungen verbirgt sich die Angst, dass man nicht sterben darf, weil die Ärzte dem nicht zustimmen. In der Tat gelingt es dank moderner Medizintechnik beispielsweise, Hirntote einige Zeit noch am Leben zu erhalten. Der heutige Arzt befindet sich deshalb in einem Spannungsfeld zwischen einem vermeintlichen „Recht auf Gesundheit“ und dem „Recht auf Sterben“. Im akuten Notfall und in unklaren Situationen wird ein Arzt einen Patienten natürlich reanimieren, weil er verpflichtet ist, Menschenleben zu erhalten. Problematisch sind Fälle, in denen chronisch kranke Patienten unter einem hohen Leidensdruck stehen und davon erlöset werden möchten. Wenn ein schwerkranker Patient in einem solchen Fall den Wunsch nach einer „Todesspritze“ äußert, so liegt es in der Regel daran, dass er für sich keine Perspektive sieht und Angst hat, dass die vorhandenen Beschwerden sich noch weiter verschlimmern und bis zu seinem Tode anhalten.



HOLGER LANGE, Vorsitzender des klinischen Ethikkomitees des Klinikums Bayreuth
Foto: red

Letztlich verbirgt sich hinter dem geäußerten Todeswunsch die Sehnsucht nach Beendigung des Leidens. Unsere nordwestlichen Nachbarn, die Niederländer und die Belgier haben deshalb Gesetze erlassen, die eine Tötung auf Verlangen, selbst bei Kindern, unter bestimmten Umständen zulassen. „Die Vereinigung für humanes Sterben“ ermöglicht auch Ausländern den Freitod. Es gibt aber auch andere Antworten auf die Nöte der Patienten, nämlich Palliativstationen, eine ambulante Palliativversorgung sowie Hospize. Diese versprechen dem Todkranken Zuwendung und Symptomkontrolle. Wenn der Kranke Beistand braucht, ist jemand da, der ihm zuhört und ihn tröstet. Der Patient ist nicht alleine und weiß, dass man ihm beim Sterben helfen wird, jedoch nicht mit einer „Todesspritze“, sondern mit geeigneten Medikamenten, die Symptome lindern und Schmerzen stillen und auf diese Weise den Übergang vom Leben zum Tod erleichtern.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

In Totalverbot jeder ärztlichen Beihilfe zum Freitod ist mit dem Recht auf Menschenwürde nicht vereinbar. Zudem zeigen Umfragen, dass mehr als zwei Drittel der Bevölkerung bei einem geplanten Freitod von kompetenten und verständnisvollen Menschen unterstützt werden wollen. Idealerweise ist das der Hausarzt, der die Situation des Kranken am besten einschätzen kann. Auch der Zugang zu einem geeigneten Medikament, das einen menschenwürdigen, sanften und raschen Tod ermöglicht, ist nur mit Rezept möglich. Ärzte sollen deshalb keine Sanktionen befürchten müssen, wenn sie ihrem eigenen Gewissen folgend und angesichts einer sinnlosen Verlängerung der Qualen ihrem Patienten helfen. Jede Beihilfe zur Selbsttötung setzt jedoch voraus, dass der Entschluss dazu von einem urteilsfähigen Erwachsenen unbefehligt von Außenstehenden in eigener Verantwortung getroffen wird. Dazu wiederum bedarf es einer verständlichen, umfassenden und kompetenten Beratung, die auf alle Möglichkeiten der Behandlung, der Unterstützung, der stationären und ambulanten palliativen Pflege, aber auch auf aller denkbaren legalen Formen von Sterbehilfe hinweist. Aber während ein Palliativmediziner einem hochgradig gelähmten Menschen ohne Aussicht auf Besserung „vor der Zeit“ helfen, der seine Hilflosigkeit bei vollem Bewusstsein miterlebt? Oder einem Alzheimerkranken, der mit Blick auf die ihm verbleibenden



ELKE BAEZNER, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS)
Foto: red

Perspektiven lieber sterben will? Selbstverständlich ist kein Arzt dazu verpflichtet, Sterbehilfe zu leisten. Andererseits sollte sich kein Außenstehender anmaßen, die Lebenswertigkeit eines anderen zu beurteilen oder gar zu verurteilen. Der Schweizer Theologe Hans Küng formulierte: „Niemand soll zum Sterben gedrängt, aber auch niemand zum Leben gezwungen werden.“ Menschenwürde basiert auf Wahlfreiheit. Der Sterbewillige muss seinerseits die Verantwortung für seine Entscheidung mehr als bisher selbst übernehmen. In Anlehnung an einen Gedanken, den ich in der Verbandszeitung von Exit Deutsche Schweiz, gelesen habe, stelle ich fest: Eine Liberalisierung wird kommen. Die Generation, die heute ins Alter kommt, ist an ihr Recht auf Selbstbestimmung zu sehr gewöhnt, als dass sie sich von Politikern oder Medizinern vorschreiben ließe, wann und wie das Individuum zu sterben habe. In einer direkten Demokratie wie der Schweiz hat sich diese Sichtweise schon durchgesetzt. Ich wünsche mir für Deutschland Politiker, die diese individuelle Freiheit nicht wieder zu beschneiden versuchen.

STERBEHILFE: WAS IST ERLAUBT UND WAS NICHT?

Sterbehilfe ist nicht gleich Sterbehilfe. Man unterscheidet vier Arten: **Aktive Sterbehilfe:** Wenn man jemandem durch aktives Handeln tötet, weil man weiß oder glaubt, dass diese Person das möchte, spricht man von aktiver Sterbehilfe oder auch von Tötung auf Verlangen. Sie wird in Deutschland als Totschlag gewertet und mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestraft. Erlaubt ist sie nur in den Niederlanden, Belgien, Luxemburg und im US-Bundesstaat Oregon. **Passive Sterbehilfe:** Unterlässt man etwas, das das Leben eines anderen verlängern würde, ist das passive Sterbehilfe. Sie liegt etwa vor, wenn

man ein Beatmungsgerät abschaltet. Man könnte auch „Sterbenlassen“ sagen. Im Klinikum ist das klinische Ethikkomitee dafür zuständig, solche Fragen mit den Angehörigen und dem Behandlungsteam zu klären. Passive Sterbehilfe ist in Deutschland straflos, wenn es dem Willen des Kranken entspricht. Weigert sich ein Arzt, kann er wegen Körperverletzung bestraft werden. **Indirekte Sterbehilfe:** Wenn man jemandem ein starkes Schmerzmittel verabreicht, um sein Leid zu lindern, und dabei in Kauf nimmt, dass er dadurch früher stirbt, ist das indirekte Sterbehilfe. Allerdings sind viele Ärzte mittlerweile der Meinung, dass man

durch starke Schmerzmittel gar nicht früher stirbt. Auch diese Art der Sterbehilfe ist in Deutschland bei entsprechendem Wunsch des Patienten erlaubt, auch hier macht sich ein Arzt, der sich weigert, der Körperverletzung schuldig. **Assistierter Suizid:** Gibt man jemandem die Möglichkeit, sich selbst zu töten, etwa durch ein Medikament, spricht man von assistiertem Suizid. Von aktiver Sterbehilfe unterscheidet sich diese Form dadurch, dass man selbst nichts tut. Der Unterschied zur passiven Sterbehilfe ist, dass man nicht nur etwas weglässt, sondern (in der Regel) ein Medikament anbietet. Von indirekter Sterbehilfe unterscheidet

sich assistierter Suizid dadurch, dass der Tod das Ziel und nicht nur eine Nebenwirkung ist. Die Beihilfe zum Suizid ist in Deutschland erlaubt, allerdings hat ihn etwa die Bundesärztekammer, rechtlich nicht bindend, untersagt. Zudem kann es als unerlässliche Hilfeleistung gewertet werden, wenn man keinen Notarzt ruft. In Deutschland bieten die Vereine Dignitas und Sterbehilfe Deutschland Hilfe beim Suizid an. Ein im Januar eingebrachter Gesetzesentwurf von Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe (CDU) hatte zum Ziel, die Arbeit dieser Vereine einzuschränken. Die große Koalition hat eine endgültige Entscheidung über diese Frage auf Herbst 2015 vertagt.

Felsen bedrohen Häuser und Denkmal

HOLLFELD. In Zusammenarbeit des Bayerischen Landesamtes für Umwelt und der Universität Erlangen wurde für den Landkreis Bayreuth eine Gefahrenhinweiskarte für Steinschlag, Rutschungen und Subrosion erstellt. In diesem Zusammenhang wurde auch in der Großgemeinde Hollfeld ein Geofahrenkatalog erstellt. Hier wurde zum Beispiel in Krögelstein beim Anwesen Hartz, beim Kriegerdenkmal in Krögelstein, beim Löwenstein in Krögelstein, in Wiesentfeld bei den Anwesen Lößlein-Pfiske und Schmeußler, in Freientfeld beim Käferstein, in Hollfeld in der Badstraße bei den Anwesen Hüppers und Pohl drohender Steinschlag festgestellt. Der Bauausschuss führte eine Besichtigung durch und stellte fest, dass im ersten Schritt durch eine Beseitigung des Bewuchses der Felsen Abhilfe geschaffen werden könnte, vorrangig im Felsendorf Krögelstein. Bei der Rundfahrt wurden auch die Spielplätze in den einzelnen Ortschaften besichtigt. Die Stadträte konnten feststellen, dass sich die Spielplätze in einem sehr gepflegten Zustand befinden. Lediglich beim Spielplatz beim Friedhof in Krögelstein sind die Geräte überaltert. Hier sollen eine Wippe und eine Sitzgruppe abgebaut und durch neue ersetzt werden. Einem Bauantrag auf Nutzungsänderung, der den Einbau eines Tagescafés in ein Atelier vorsieht, stimmte der Bauausschuss zu. Ebenso dem Bauantrag auf Nutzungsänderung des alten Rathauses am Marienplatz. Künftig soll das Gebäude von der Musikschule und von dem Familienzentrum Wiegum genutzt werden.

Tag des offenen Hofes in der Hedelmühle

TROCKAU/HEDELMÜHLE. In der Hedelmühle werden am Sonntag, 29. Juni, beim „Tag des offenen Hofes“ des Bayerischen Bauernverbandes wieder zahlreiche Gäste erwartet. Unter der Schirmherrschaft von Bürgermeister Uwe Raab bietet die gastgebende Familie Schmitt eine ganze Palette an Attraktionen an. Ab 11 Uhr wird Mittagstisch serviert, ab 14.30 Uhr spielt Norbert Lodes mit seinen Juramuskanten auf. Um 14.15 Uhr wird Brot in den alten Holzbäckofen eingeschossen, das im Laufe des Nachmittags zugunsten des Trockauer Kindergartens versteigert wird. Der Bauernverband informiert über den Anbau von Getreide, die Forstbetriebsgemeinschaft über Holz und Wald. Ein Seiler und ein Steinmetzmeister lassen sich bei der Arbeit zuschauen, ein Imker, ein Schnapsbrenner und eine Müllermeisterin informieren über ihre Arbeit. Abgerundet wird das Angebot von einer Kräuterpädagogin, die auch kurze Kräuterwanderungen anbietet. Der Gartenbauverein bindet Sommerstraße. Die Firma Müller aus Ottenhof veranstaltet eine Land- und Forstmaschinenausstellung. Natürlich sind auch die Gerätschaften auf dem Bauernhof zu besichtigen. Ab 13 Uhr gibt es auch die Möglichkeit zum Ponyreiten. Der Hofladen mit regionalen Erzeugnissen ist geöffnet. Das Fest findet bei jedem Wetter statt.

KURZ NOTIERT

BAD BERNECK
Vortrag: Am heutigen Freitag, 27. Juni, stellt in der Burgkapelle der ehemalige Pfarrer Hans-Martin Bullcmer die Ergebnisse seiner Nachforschungen über den Steiner Abendmahlskelch vor. Die Jahrhunderte alte Geschichte dieses einzigartigen Kelches, einst eine Hinterlassenschaft der Herren von Sparneck, wird neu beleuchtet. Beginn ist um 19 Uhr, der Eintritt frei.

AUS DEM GEMEINDERAT

BINDLACH
Bahnhofsanforderung: Um Zuschüsse aus der Städtebauförderung bekommen zu können, müssen auf dem Bahnhofsgelände verschiedene Voruntersuchungen gemacht werden. Der Gemeinderat beauftragte damit das Architekturbüro Just.
Fußweggemeinerung: Der Fußweg zwischen Stöckig und Schupfenschlag soll saniert werden. Im Haushalt sind dafür 45 000 Euro vorgesehen, das wirtschaftlichste Unternehmen kommt aus Bindlach. Der Kostenvorschlag beläuft sich auf 33 000 Euro.

Das Leben in den Händen eines anderen

Die Patientenverfügung regelt den Umgang mit dem Sterben – Ursula und Jochen Fähler erzählen von ihrem Umgang mit dem Tod

BAYREUTH

Ursula und Jochen Fähler sitzen entspannt in ihrem Garten und trinken Tee. Beide sind 73, sie haben drei Kinder. Der pensionierte Pfarrer und seine Frau haben sich sofort zu einem Gespräch über das Thema Patientenverfügung bereit erklärt, zuvor ließ sich drei Wochen niemand finden.

69 Prozent der Deutschen machen sich Sorgen über die Zeit vor ihrem Tod, doch die wenigsten können sich zu einer Patientenverfügung aufraffen. Sie schon. Warum?

Jochen Fähler: Der Druck kam von außen. Als ich 59 war, wurde bei mir Krebs diagnostiziert. Als wir das erfahren haben, haben wir sie gemacht.
Ursula Fähler: Man beschäftigt sich meist nur mit dem Thema, wenn man selbst betroffen ist.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

Jochen Fähler: Das liegt vermutlich an der Vorstellung, dass, wenn ich es benenne, der Teufel schon vor der Tür steht. Also verdrängt man.

Ursula Fähler: Männer verdrängen noch stärker als Frauen.

Jochen Fähler: Das fällt mir auch auf. Bei einem Bekannten ist vor einiger Zeit Prostatakrebs diagnostiziert worden. Ihn beschäftigt nicht, dass der Krebs in seinem Körper herumwandert, sondern nur, dass seine Männlichkeit weg ist.

Wie haben Ihre Kinder auf die Patientenverfügung reagiert?

Jochen Fähler: Im Februar fiel unsere Schwiegertochter nach einer Hirnblutung ins Koma. Da haben wir die Patientenverfügung um eine notarielle Betreuungsvollmacht ergänzt. Das hat die Kinder irritiert, aber sie haben es akzeptiert.

Ursula Fähler: Für Kinder ist es schwierig, mit den Eltern über deren Lebensende zu sprechen. Da ist die Angst da, dass die Eltern denken, man wartet nur, dass sie endlich weg sind.

Wie war dieses Gespräch für Sie?

Jochen Fähler: Man fragt sich, ob man



Ursula und Jochen Fähler haben schon vor Jahren eine Patientenverfügung gemacht und sie im Februar durch eine notarielle Betreuungsvollmacht ergänzt. Ob sie ihren Mann wirklich sterben lassen könnte, wenn sie darüber entscheiden müsste, weißt Ursula Fähler nicht. „Menschen hängen am Leben“, sagt sie. Foto: Harbach

PATIENTENVERFÜGUNG – WAS IST DAS?

Patientenverfügung: Mit einer Patientenverfügung regelt man, was Ärzte unternehmen, was lassen sollen. Sie hat vier Teile. Im ersten Teil wird geregelt, in welchen Situationen sie gelten soll: Im Endstadium einer unheilbaren Krankheit, bei einer Gehirnschädigung, bei Demenz? Im zweiten Teil erklärt man, dass man lindernde pflegerische Maßnahmen verlangt, auch wenn sie das Leben möglicherweise verkürzen. Im dritten Teil kann man konkretisieren, was man möchte und was nicht. Man kann zum Beispiel ankreuzen, dass man keine lebenserhaltenden Maßnahmen wünscht. Oder dass Wiederbelebungsmaßnahmen unterbleiben sollen. Das bedeutet aber nicht, dass etwa bei einem Schlaganfall gar nichts passiert. Denn ein Notarzt weiß

nicht, ob überhaupt eine Patientenverfügung vorliegt. Er wird also auf jeden Fall reanimieren und eine Diagnose stellen. Erst wenn die Diagnose mit einer in der Verfügung festgelegten übereinstimmt, findet die Patientenverfügung Anwendung. Im vierten Teil kann man angeben, ob man künstlich ernährt werden möchte oder nicht.

Betreuungsvollmacht: Es ist sinnvoll, zusätzlich eine Betreuungsvollmacht auszufüllen, die bestimmt, wer entscheiden darf, wenn man selbst nicht mehr entscheiden kann. Denn eine Patientenverfügung nutzt wenig, wenn niemand da ist, der sie durchsetzen kann. In der Vollmacht kann man angeben, was die betreffende Person darf. Darf sie nur über die medizinische Behand-

lung bestimmen oder auch darüber, in welches Pflegeheim jemand kommt? Will man die Besitzverhältnisse klären, ist zusätzlich eine notarielle Vollmacht nötig.

Beratung: Kostenlos berät zum Beispiel der Hospizverein. Auch verschiedene Verbände bieten Beratungen an.

Telefonaktion: Am kommenden Mittwoch, 9. Juli, veranstaltet der Kurier eine Telefonaktion zum Thema Patientenverfügung. Susanne Borges vom Hospizverein, Wolfgang Schulze, Leiter der Palliativstation des Klinikums, und der Rechtsanwalt Roland Konrad beantworten von 18 bis 19 Uhr ihre Fragen. Die Telefonnummer wird noch bekanntgegeben. sab

jemandem zumuten kann, über das eigene Leben zu entscheiden.
Ursula Fähler: Und vor allem, wenn man es zumuten kann. Wenn man vertrauen kann. Das größte Hindernis ist, so viel Vertrauen in jemanden zu haben.

Wen haben Sie schlussendlich als Betreuer eingetragen?

Ursula Fähler: Wir uns gegenseitig und alle drei Kinder. Aber eintragen alleine reicht nicht. Man muss auch besprechen, was man erwartet.

Jochen Fähler: Es gibt diese Illusion, dass wenn man den Kindern eine Vollmacht gibt, sie einen später pflegen. Früher ging das, weil man nach einem Schlaganfall meist nur noch kurz gelebt hat. Heute kann man viel länger leben. Ich erwarte gar nicht, dass mich die Kinder zu Hause pflegen.

Haben Sie sich schon überlegt, was wäre, wenn einem von Ihnen etwas zustieße?

Ursula Fähler: Wenn er jetzt umfallen würde, weiß ich nicht, ob ich in dem Moment sagen könnte: Der soll nicht reanimiert werden, auch wenn er es verfügt hat. Menschen hängen am Leben. Was ist, wenn du nur nicht mehr sagen kannst, dass du leben möchtest?

Jochen Fähler: Dann ist es eben gelauten. Ich habe diese Verantwortung schon zweimal übernommen. Bei Bekannten, es gab also eine gewisse Distanz. Es kamen Ärzte und Pfleger, die sagten: Was, da wird nichts gemacht? Da durchhalten war enorm. Ich entscheide ja letztlich über das Leben eines anderen.

Hat sich der Umgang mit dem Sterben verändert?

Jochen Fähler: Wir haben heute ein unheimliches Autonomiebedürfnis. Früher war das anders, da hat man den Tod als gottgegeben hingenommen. Heute muss ich mein Sterben gestalten. Oder das eines anderen. Das ist viel Verantwortung.

Ursula Fähler: Unser Sohn hat lange versucht, die Behandlung mit seiner Frau zu klären. Dabei war sie meist gar nicht ansprechbar. Es ist wirklich schwer, so etwas einem anderen zuzumuten. Aber wissen Sie, es ist auch eine unglaubliche Erleichterung, wenn man es gemacht hat. Man kann es ablegen und dann hat man seine Ruhe. Das Gespräch führte Sarah Bernhard

Kirschbauern haben viel anzubieten

Ausnahmejahr bei den roten Früchten: Dank des milden Winters fällt die Ernte sehr üppig aus

ECKERSDORF
Von Andreas Dittmann

Franz Walz steht grinsend in seinem kleinen Verkaufshäuschen und reicht das gut gefüllte „Brobiakörbchen“ über die Ladentheke. „Greifen Sie zu“, sagt er lachend. Noch am Morgen hingen die dunkelroten und kugelförmigen Kirschen am Baum, am Nachmittag liegen sie schon in der Verkaufsauslage von Franz Walz. Viermal die Woche steht der Obstbauer mit seinen frisch gepflückten Früchten an der B22 in Eckersdorf. „Bis alle Kirschen weg sind“, wie er sagt. Es war ein super Jahr für seine 250 Bäume in der Nähe von Forchheim, vor allem wegen des milden Winters und des überraschend guten Bienenfluges. Ungewöhnlich früh startete die Kirschenaison, fast zwei Wochen vor dem Johannisstag, am 24. Juni, der üblicherweise als Stichtag gilt.

Walz ist nicht der Einzige, der eine große Ernte einfahren kann. Nach einer Schätzung des Statistischen Bundesamtes gibt es deutschlandweit in diesem Jahr rund 38 Prozent mehr Kirschen als 2013. Manuel Rauch, Geschäftsführer vom Obstgroßmarkt Fränkische Schweiz in Pretzfeld, kann das auch für Franken bestätigen. „Es ist eine gute Ernte mit super Qualität. Wir hatten dieses Jahr keinen Spätfrost, dafür eine lange Blütezeit von zwei Wochen“, erzählt er und lacht: „Wir haben viel zu pflücken.“

Normalerweise bedeutet ein milder Winter auch immer viel Ungeziefer. Schädlinge, die für den Winter ihre Eier in der Erde oder der Rinde verstecken, kommen durch den geringen Bodenfrost nicht um. Frostspanner und Frischfruchtfliege wären somit eine starke Bedrohung für die Obstbäume,

die Bekämpfung kostenintensiv. Allerdings ist Rauch „komischerweise“ von den Schädlingen verschont geblieben. Erklären kann er sich das nicht, froh ist er natürlich trotzdem darüber.

Rauch freut sich außerdem über die Bienen. Zwar bemerkt er, dass sie seit Jahren weniger werden, doch „wegen der langen Blütezeit hatten die Bienen fast zwei Wochen zum Befruchten“.

Walz hat Insektenhotels in seinen Garten aufgestellt, um Bienen und andere Bestäuber zu halten.

Ein Problem war dieses Jahr der wenige Regen. Die Folge sind auf der einen Seite Früchte, die zu klein sind und deshalb nicht verkauft werden können. Auf der anderen Seite hängen die Bäume aber sehr voll und dicht, so dass die Kirschen faulen. „Deshalb ha-

be ich in der Freizeit die Bäume noch mal kräftig beschneiden“, erklärt Walz. So oder durch Bewässerung bekommt das Obst genug Wasser.

94 Prozent der bayerischen Süßkirschen kommen aus dem Obstanbaugelände um Forchheim und in der Fränkischen Schweiz. Für Bayern rechnet das Statistische Bundesamt mit 16 631 Tonnen Süßkirschen.



Stolz präsentiert Franz Walz seine dunkelroten Kirschen. Vier mal in der Woche steht er an der B22 bei Eckersdorf in seinem kleinen Holzhäuschen und verkauft die tagesfrischen Früchte aus eigenem Anbau. Foto: Harbach

KURZ NOTIERT

ECKERSDORF

Schlosspark Fantaisie: Am Sonntag, 14. Uhr, Sonderführung „Von Gartenfesten und Schlossalltag – Friederikes Fantaisie“. Kinderführung ab sechs Jahre. Kosten zwei Euro pro Kind, 3,50 Euro für Erwachsene. Treffpunkt an der Museumskasse. Anmeldung unter der Rufnummer 09 21/73 14 00 11 erforderlich. red

HEINERSREUTH

Die Feuerwehr veranstaltet am Sonntag, im Gerätehaus ihre Kerwa. Ab 10 Uhr Weißwurstfrühstücken. Ab 15 Uhr Musik bei Kaffee und Kuchen sowie Vorstellung der Kinderfeuerwehr Heinersreuth. Für die Kinder gibt es eine Spielstraße und viele andere Überraschungen. Über 40 Vorschläge wurden zur Namensfindung der Kinderfeuerwehr Heinersreuth anlässlich des Johannisfeuers eingereicht. Am Sonntag, 15. Uhr, bei der Kerwa und Vorstellung der Kinderfeuerwehr wird auch der zukünftige Name der Gruppe bekanntgegeben. Die Bürgermeisterin Simone Kirschner war wenige Tage davor bereits Losfee. Ein nicht alltägliches, aber typisch fränkisches Name wurde dabei gezogen. Es bleibt also spannend bis zum Kerwa-Sonntag. red

SEYBOTHENREUTH

Ratssitzung: Am Dienstag, 8. Juli, findet um 19.30 Uhr im Sitzungssaal des Rathauses eine öffentliche Sitzung des Gemeinderates statt. Auf der Tagesordnung stehen unter anderem ein Sachvortrag durch die Breitbandberatung Bayern über den Sachstand des Breitbandausbaus und ein Sachvortrag zur Kindertageseinrichtung Seybothenreuth. Beraten wird auch über das Vorhaben der Firma Solwerk Projekt GmbH aus Bamberg, die eine Freiflächenphotovoltaikanlage auf Grundstück bei Seybothenreuth errichten will. red

Weidenberg auf großer Leinwand

Casting für Kinofilm „Elser“ beginnt am Sonntag – Darsteller gesucht

WEIDENBERG
Von Robin Rütter

Michael von Hohenberg sucht Komparsen. Der fränkische Schauspieler und Regisseur veranstaltet am Sonntag im Alten Schloss in Weidenberg ein Casting für den Kinofilm „Elser“. Die Dreharbeiten in Weidenberg beginnen Ende August.

Weidenberg heißt bald Hermaringen. Und reist zurück in die 30er Jahre. Denn im August beginnen dort die Dreharbeiten zum Kinofilm „Elser“, der vom Hitler-Attentäter Georg Elser handelt. Diesen Sonntag laden die Filmemacher um Michael von Hohenberg zum Casting ein. „Ich finde den historischen Touch von Weidenberg toll. Mit wenig Aufwand kann man hier verschiedene Zeiten darstellen“, sagt von Hohenberg. Zwischen 14 Uhr und 18 Uhr empfängt er die Teilnehmer im Alten Schloss in Weidenberg.

Mitmachen kann jeder, der Lust hat. Dabei spielt es keine Rolle, ob Laie oder Profi, alt oder jung. Wer am Casting teilnimmt, sollte ungeschminkt erscheinen. Solange man keine sichtbaren Tätowierungen oder Piercings sowie stark gefärbte Haare oder tiefe Sonnenbräune mitbringt, hat man die Chance, im Film mitzuspielen.

Blaue Haare und Naseringe würden in der Tat nicht zur Geschichte passen. Denn der Film spielt in den 1930er Jahren. Weidenberg soll Elsers Heimatort Hermaringen darstellen. Oliver Hirschbiegel führt Regie.

Mehrere Filme wurden in Weidenberg bereits gedreht, wie auch 2008 „Die Perlmutterfarbe“ von Marcus H. Rosenmüll. Viele Bewohner wirkten damals als Statisten mit. Von Hohenberg, der das Casting für „Elser“ leitet, hofft auf viele Teilnehmer aus Weidenberg und der Region.

Für das kostenlose Casting müssen die Teilnehmer einen Fragebogen ausfüllen, ein Foto von sich machen lassen und anschließend ein Gespräch mit von Hohenberg führen. Alternativ können sich diejenigen, die am Sonntag keine Zeit finden, auch per E-Mail bewerben. Hierfür müssen sie ihr Foto und ihre Kontaktdaten an info@filmregion.tv schicken. Insgesamt benötigt das Filmteam rund 150 Komparsen und Kleindarsteller, die durch das Casting gefunden werden sollen.



Unser Bild zeigt keine Dorfbewohner in den 1930er Jahren. Vielmehr handelt es sich um Komparsen des Films „Die Perlmutterfarbe“, der in Weidenberg gedreht wurde. Bald wird Weidenberg erneut in die 30er zurück reisen. Denn im August beginnen dort die Dreharbeiten für den Film „Elser“. Das Casting für Kleindarsteller findet am Sonntag statt. Foto: Archiv/Flitz

DER FILM

Der Film erzählt die Geschichte des Hitler-Attentäters Johann Georg Elser, der am 8. November 1939 mit einem Bombenanschlag auf Hitler im Münchner Bürgerbräukeller scheiterte. Da Hitler wegen schlechten Wetters den Anschlagort viel früher als geplant verließ, blieb er von der Explosion verschont – es fehlten 13 Minuten. Elser wurde gefasst und im KZ Dachau interniert, wo er kurz vor Kriegsende getötet wurde. Regie führt Oliver Hirschbiegel. Der Regisseur ist durch Filme wie „Das Experiment“ und „Der Untergang“ bekanntgeworden.

Hirschbiegel studierte an der Hamburger Hochschule für bildende Künste. Über seinen Freund Michael Arna fand er später zum Film. Mittlerweile hat Hirschbiegel zahlreiche Preise für seine Produktionen erhalten. 2005 wurde „Der Untergang“ sogar für einen Oscar nominiert, gewann jedoch nicht. Am Mittwoch, 16. Juli, findet um 19 Uhr im Bürgerhaus eine Infoveranstaltung statt, in der über die Dreharbeiten zu „Elser“ und entsprechende Umbaumaßnahmen informiert wird. Bürgermeister Hans Wittauer wird mit Filmproduzenten dabei sein.

„Wer nicht für den Film infrage kommt, kann auch an einer späteren Produktion von uns teilnehmen“, sagt von Hohenberg. Nicht jeder Bewerber wird es in den Film schaffen. Seit verganginem Jahr ist von Hohenberg Beauftragter für Film und Fernsehen in Ostoberfranken. Er hat sich dafür eingesetzt, dass „Elser“ auch in Weidenberg gedreht wird.

Sein zukünftiges Ziel ist es, zwei bis drei Filme im Jahr in Oberfranken drehen zu lassen. Auch von einer Serie wäre er nicht abgeneigt. So gesehen ist es nur eine Frage der Zeit, bis ganz Weidenberg einmal im Fernsehen zu sehen ist.

VIER FRAGEN

„Ein einmaliges Erlebnis“



JASMIN GRÜNER (20), Siegerin 2013 bei der Miss Kerwa in Glatzdorf

Frau Grüner, heute findet bei der Zeitkerwa in Glatzdorf die Wahl zur Miss Kerwa statt. Sie sind die Vorjahressiegerin. Was war das für ein Erlebnis?

Jasmin Grüner: Das war ganz cool. Ich hatte viele Freunde dabei, die mich wahnsinnig unterstützt haben. Dadurch hat das noch mehr Spaß gemacht. So was macht man ja nicht oft. Es war ein einmaliges Erlebnis.

Reicht es aus, bei einer Miss-Wahl einfach nur gut auszusehen, oder muss man als Teilnehmerin noch mehr mitbringen?

Grüner: Sie muss auf jeden Fall selbstbewusst und ziemlich locker sein, so dass sie auch einen Spaß auf der Bühne mitmacht. Es ist auch gar nicht wichtig, dass man 90-60-90 hat. Es gibt auch Mädels, die ein wenig fülliger und trotzdem wahnsinnig schön sind.

Eine Besonderheit bei der Miss-Wahl in Glatzdorf ist die Kreativrunde, bei der die Kandidatinnen ein eigenes Outfit zusammenstellen. Können Sie einen Tipp geben?

Grüner: Man bekommt ziemlich viel Hilfe. Ich habe mir damals vorher schon überlegt, was ich machen könnte und habe mir dann eine Hose gemacht. Weil ich mir gedacht habe: Eine Hose hatte bisher noch keine. Also einfach mal zu Hause schon überlegen. Und wenn man gar keine Idee hat, dann einfach mal im Internet suchen. Die Zeit ist kein Problem. Da sind so viele Leute, die dir helfen. Das geht ganz schnell.

Es gibt neben der Kreativ- noch eine Dirndl- und eine Bikinirunde. Welche hat am meisten Spaß gemacht?

Grüner: Mir hat die Bikinirunde am besten gefallen. Da waren die Leute schon so in Stimmung und man selbst war da ganz locker. In den ersten beiden Runden war ich noch etwas angespannt. Die Fragen stellte Moritz Kitcher

„Ich will nicht an Schläuchen hängen“ reicht nicht

Größte Unklarheit bei der Telefonaktion zum Thema Patientenverfügung: Wie komme ich an Informationen?

BAYREUTH
Von Sarah Bernhard

Die Vorsorgementalität der Bayerer ist wohl eher schwach ausgeprägt: Vor allem ältere Leser hatten bei der Kurier-Telefonaktion Fragen zum Thema Patientenverfügung. Der Kurier hat die wichtigsten Antworten zusammengefasst.

Ich bin 1943 geboren, meine Frau 1941, wir müssen also langsam am Sterben denken. Wie gehen wir vor? Sie müssen sich erst einmal klarwerden, was genau sie wollen. Nur zu sagen: Ich will nicht an Schläuchen hängen, besagt nämlich überhaupt nichts. Denn dann dürfen Sie nicht einmal eine Infusion bekommen oder einen Katheter. Und es ist ein sehr ungutes Gefühl, wenn fast die Blase platzt. Sprechen Sie mit Ihrer Frau oder mit Ih-

leicht haben auch Ihr Hausarzt oder Ihre Kirchengemeinde Formulare vorrätig. Oder Sie lassen sich beim Hospizverein Bayreuth beraten.

Ich finde mich in dem ganzen Wust nicht zurecht. Wozu brauche ich denn so viele Formulare?

Die Patientenverfügung regelt, welche medizinischen Maßnahmen am Ende des Lebens gewünscht werden, welche unterlassen werden sollen. Die Vorsorgevollmacht bestimmt, wer Entscheidungen treffen darf, wenn man selbst nicht mehr entscheiden kann, und welche Entscheidungen das sind. Man kann zum Beispiel ankreuzen, dass die Person in Angelegenheiten der Gesundheitsvorsorge entscheiden darf, aber

nicht in solchen der Vermögensvorsorge. Die Betreuungsverfügung bestimmt, wer die Betreuung übernehmen soll, wenn sie nötig wird. Gibt es keine Betreuungsverfügung, übernimmt das ein gerichtlich bestellter Betreuer.

Muss ein Arzt die Unterlagen unterschreiben?

In der Regel genügt die eigene Unterschrift. Wenn jemand aber zum Beispiel schon Hirnmetastasen hat, sollte ein Arzt bestätigen, dass die Verfügung bei klarem Verstand ausgefüllt wurde.

Ich will mit meiner Patientenverfügung auch gleich meinen Nachlass regeln und meinem Sohn den Hof übergeben.

Geht das ohne Notar?

Nein. Sobald es um Grundstücksangelegenheiten geht, muss ein Notar eingeschaltet werden. Hat jemand keine notariell beglaubigte Vorsorgevollmacht und kommt zum Beispiel in ein Pflegeheim, dürfen Angehörige nicht einfach Grundstücke verkaufen, um die Pflegekosten zu bezahlen. Das kann nur ein gerichtlich bestellter Betreuer.

Ich habe meine Patientenverfügung 1992 gemacht. Ist sie noch gültig?

Natürlich. Aber es ist ratsam, sie alle ein bis zwei Jahre zu überdenken und dann noch mal zu unterschreiben. So dokumentieren Sie, dass Ihr Wille von damals auch Ihr Wille von heute ist. Wenn die Patientenverfügung schon älter ist, fehlt vermutlich auch die Vorsorgevollmacht, die es damals noch nicht gab. Es ist deshalb ratsam, die Patientenverfügung zu ergänzen.

Mein Lebensgefährte leidet an Altersdemenz und hat nicht vorgesorgt. Jetzt musste er ins Krankenhaus. Kann ich Einfluss auf seine Behandlung nehmen?

Nein. Sie können aber mit dem Betreuer sprechen, den ein Betreuungsgericht bestellen wird. Der Betreuer muss auf den mutmaßlichen Willen des Patienten Rücksicht nehmen. Dazu wird er Sie und andere Verwandte Ihres Lebensgefährten befragen. Wenn sich Widersprüche ergeben, kann er Ihre Aussage nicht verwerten.

Wenn ich eine Patientenverfügung gemacht habe, kann ich mich später noch umentscheiden?

Wenn Sie ihren Willen noch äußern können, hat er immer höhere Priorität als die Patientenverfügung. Wenn nicht, ist die Patientenverfügung rechtlich gültig und wird vollzogen.

KURZ NOTIERT

BISCHOFSGRÜN

Bildvortrag am Montag, 14. Juli, im Kurhaus. Thema „Sehenswertes am Jean-Paul-Weg zwischen Joditz und Sansparail“; Referent ist Christine Roth; Beginn um 20 Uhr; der Eintritt ist frei. **red**

EMTMANNBERG

Sommerfest: Der SC lädt am morgigen Samstag, 17. Juli, zum Sommerfest ins Sportheim ein. Wie immer gibt es die allseits beliebten Grill- und Salateller. **red**

GOLDKRONACH

Wanderung entfällt: Die im Wanderplan des Fichtelgebirgsvereins angekündigte Ganztageswanderung am Sonntag in den Frankenwald muss aus terminlichen Gründen entfallen. **kg**

Sommerkonzert: Am kommenden Sonntag, 13. Juli, 17 Uhr, findet in der Stadtkirche Goldkronach ein Sommerkonzert statt. Mitwirkende sind Posanenchor, Kirchenchor, Gesangsverein, Männergesangsverein Neumersdorf und an der Orgel die Regionalcantorin. Spenden gehen an die Diakoniestation Bad Berneck. **red**

NAGEL

Zum Biber: Wanderung unter der Leitung von Erika Bauer rund um den Nageler See und in das Bibergebiet am Dienstag, 15. Juli. Wissenswertes über die unerschöpfliche Vielfalt einheimischer Wildkräuter. Start ist um 16 Uhr am Parkplatz am See in Nagel. Die Teilnehmergebühr beträgt fünf Euro, Kinder sind frei – mit einer Kostprobe nach der Führung. Bitte melden Sie sich unter der Telefonnummer 0 92 36/10 06 an. **red**

WUNSIEDEL

Felsenabyrinth: Erlebnisführung im Felsenabyrinth der Luisenburg am Sonntag, 13. Juli, 14 Uhr. **red**

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

rem Hausarzt, welche konkreten Maßnahmen sie für vertretbar halten, welche nicht. Am besten füllen Sie einen Vordruck aus, statt mit der Hand zu schreiben. Dann passieren die wenigsten Missverständnisse.

Ich würde gerne vorsorgen. Wo bekomme ich die nötigen Unterlagen?

Vordrucke für Patientenverfügung, Betreuungsverfügung und Vorsorgevollmacht gibt es zum Beispiel auf der Homepage des Bundesjustizministeriums. Der C.H. Beck Verlag hat ein Heft mit dem Titel „Vorsorge für Unfall, Krankheit und Alter“ herausgegeben, das im Buchhandel erhältlich ist. Viel-



Bei einer Kurier-Telefonaktion berieten Palliativarzt Wolfgang Schulze, Rechtsanwalt Roland Konrad und Susanne Borges vom Hospizverein zum Thema Patientenverfügung. Foto: Harbach



Irma und Joseph Müller im Garten ihrer Tochter Waltraud Prischenk in Speichersdorf. Joseph Müller hat mehr als 1200 Sterbebildchen gesammelt, die er in zwei Kästchen aufbewahrt.

Fotos: Bernhard

Humboldt trifft Jean Paul

GOLDKRONACH. Das Alexander von Humboldt-Kulturforum Schloss Goldkronach führt am Sonntag, 27. Juli, im gesamten Innenstadtbereich eine ganztägige Veranstaltung unter dem Leitmotiv „Alexander von Humboldt trifft Jean Paul“ durch. Für die Gesamtkonzeption der Veranstaltung zeichnet Karla Fohrbeck (KulturPartner) verantwortlich, Frank Piontek entwickelte vier fiktive Dialogszenen zwischen Alexander von Humboldt und Jean Paul, die von Schauspielern der Studiobühne Bayreuth unter der Regie von Marieluise Müller dargeboten werden. An den vier Spielorten evangelische Stadtkirche, Saal des Gasthofs Meister Bär, Schloss Goldkronach sowie Goldbergbaumuseum unterhalten sich Humboldt und Jean Paul, die sich persönlich nie begegnet sind, in einem „Geistgespräch“, begleitet von musikalischen Darbietungen der Cellistin und Flötistin Sibylle Friz sowie Menuett-Tänzen der Biedermeiergruppe aus Bad Steben und einem Drehorgelspieler. Der erste Rundgang (Dauer jeweils rund 90 Minuten) beginnt um 11.30 Uhr an der Stadtkirche, der zweite um 14.30 Uhr. Im Anschluss an die beiden Rundgänge besteht die Möglichkeit einer Kellerführung in Schloss Goldkronach mit dem Geologen Klaus Helmkamp. Darüber hinaus ist das Atelier Wunderlich geöffnet („Kalligrafie in Aktion“), im Rathaus gibt es die Helferausstellung (Lehrer von Jean Paul) mit einem Blick in die Landschaft der Zeit von Humboldt und Jean Paul zu sehen und der Geopark Bayern-Böhmen beteiligt sich mit einem Informationsstand.

Weiterhin gibt es zwei von Geopark-Rangern geführte Sternwanderungen nach Goldkronach. Um 8 Uhr ab Bärenhülle Bindlach mit Isabelle Strickling und um 9 Uhr ab Edeka-Parkplatz Bad Berneck mit Alexander Popp. Dazu eine Rundwanderung um Goldkronach um 10 Uhr ab Marktplatz Goldkronach mit Hermann Deinlein. Für die Rückfahrten nach Bindlach und Bad Berneck steht um 15 und 18 Uhr ein Shuttle-Bus gegenüber dem Goldbergbaumuseum zur Verfügung. red

Stiftungsrat bezuschusst Projekte

WEIDENBERG/BETZENSTEIN. Nach Mitteilung der CSU-Landtagsabgeordneten Gudrun Brendel-Fischer hat der Stiftungsrat der Bayerischen Landesstiftung beschlossen, zwei Projekte im Landkreis zu bezuschussen. Mit 6200 Euro wird die Neuanschaffung zweier Wasserräder des als überregional bedeutsam geltenden Freilichtmuseums Scherzenmühle in Weidenberg unterstützt. Die Kirche in Betzenstein erhält für die Instandsetzung des Glockenstuhls einen Stiftungszuschuss über 15 000 Euro für die Beseitigung der schweren Substanzschäden. red

Freizeitfahrt nach Südtirol

BAYREUTH. Der Kreisjugendring Bayreuth veranstaltet vom 9. bis 16. August eine Freizeitfahrt für Jugendliche von zwölf bis 16 Jahren nach Südtirol. Auf dem Programm stehen Ausflüge zum Gardasee, nach Meran und zu „Otzi“ ins Archäologische Museum in Bozen. Daneben bleibt noch Zeit, um sich auf dem Volleyball- oder Tennisplatz auszupeinern und im Swimmingpool zu entspannen. Anmeldung bis spätestens 31. Juli. Infos und Anmeldung unter Telefon 09 21/72 81 98, Fax 09 21/72 88 81 98 oder per E-Mail an kreisjugendring@lra-ib.bayern.de. red

Motorradfahrer ist Führerschein los

B 303/TRÖSTAU. Mit 167 statt der erlaubten 100 Stundenkilometer erwischte am Dienstag die Hofer Verkehrspolizei auf der Bundesstraße B 303 bei einer Geschwindigkeitskontrolle einen Motorradfahrer. Der Mann war mit seiner Motorcrossmaschine nahe Tröstau geblickt worden. Weil an dieser Stelle jedoch nur 100 Kilometer pro Stunde erlaubt sind, muss der Fahrer mit einem Fahrverbot, Punkten in Flensburg und einem hohen Bußgeld rechnen. Während weitere 24 Verkehrsteilnehmer ebenfalls eine Anzeige erhalten werden, kamen 72 auch mit einem Verwarnungsgeld davon. red

1200 Mal den Tod gesehen

Joseph Müller (86) sammelt Sterbebildchen – Besuch von Beerdigungen ist für ihn innere Verpflichtung

SPEICHERSDORF/NEUSORG

Joseph Müller (86) aus Neusorg in der Oberpfalz sammelt Sterbebildchen, die bei Beerdigungen als Erinnerung an den Verstorbenen verteilt werden. Rund 1200 Stück hat er, sortiert nach Verwandten, Bekannten, der Rest ist alphabetisch. Seine Frau Irma (81) hat damit kein Problem. Und Tochter Waltraud Prischenk (48) freut sich, wenn für sie auch mal eines abfällt. Ein Gespräch über seine Sammelleidenschaft, die richtigen Worte und Franz Josef Strauß.

Herr Müller, warum sind Sie dem ständig auf Beerdigungen?

Joseph Müller: Bei uns macht man das so, dass man auf die Beerdigung geht, wenn jemand aus dem Dorf stirbt. Solange der Verstorbene im Leichenhaus

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

liegt, ist abends immer ein Rosenkranzgebet, da gehe ich auch hin, wenn ich Zeit habe. Wir beten halt für den Verstorbenen, das er gut in die Ewigkeit kommt. Das ist für mich eine Art eine innere Verpflichtung.

Irma Müller: Es muss schon was ganz Besonderes sein, wenn er nicht geht.

Sind Sie jedes Mal wieder traurig oder haben Sie sich schon an die Situation gewöhnt?

Joseph Müller: Gewöhnung? Nicht unbedingt. Aber traurig, das kann man eigentlich auch nicht sagen.

Irma Müller: Es hängt davon ab, wer es ist.

Joseph Müller: Manchmal lässt man während des Gebets das Leben noch mal ablaufen, das man mit dem Verstorbenen hatte, ob man ihm immer... da kann man bereuen.

Sprechen Sie auch mit den Angehörigen?

Joseph Müller: Ich bin schon der Meinung, dass man mit den Angehörigen ein Wort reden, sie bisschen ermuntern



August Müller war der Großonkel von Joseph Müller. Er fiel am 10. April 1918 in Nordfrankreich. Das Sterbebildchen hat er von Verwandten bekommen, das von Franz Josef Strauß hat er sich von einem befreundeten Politiker mitbringen lassen.

solte. Und das mache ich auch. Ich gehe auch zum Leichenmahl, wenn ich eingeladen bin.

Irma Müller: Du gehst auch, wenn du nicht eingeladen bist.

Waltraud Prischenk: Papa sind soziale Kontakte im Leben wichtig, er hat viel Spaß mit anderen Leuten. Er genießt das Leben, aber das Sterben wird nicht komplett ausgeklammert.

Joseph Müller: Ich habe persönlich erlebt, wie meine Eltern gestorben sind. Beide sind im Krankenhaus gestorben. Ich finde das nicht gut, da stirbt der Mensch oft einsam. Früher gab es in jedem Ort eine Krankenschwester, die die Kranken betreut hat. Man ist häufig in der Wohnung gestorben und dort auch aufgebahrt worden. Ich vermisse dieses Persönliche beim Sterben.

Wie kamen Sie denn darauf, die Sterbebildchen zu sammeln?

Irma Müller: Wenn Joseph auf einer Beerdigung war, brachte er immer eins mit heim. Wegschmeißen will man sie nicht, also lag irgendwann ein ganzer Stoß in einem Schub. Da hat er sich mal hingesetzt und sortiert und da sind sie jetzt drin.

Joseph Müller: Schauen Sie mal, ich habe auch Sterbebildchen von Franz Josef Strauß und Alfons Goppel.

Aber bei diesen Beerdigungen waren Sie nicht selbst, oder?

Joseph Müller: Nein. Ich habe immer jemanden aus der politischen Ebene überredet, mir eines mitzubringen. Das kriegt man schon hin. Ich habe auch ein Tagebuch, da ist hinten Zettel drin, auf dem ich schreibe, wer gestorben ist.

Irma Müller: Wie schnell ist ein Mensch vergessen, wenn man es sich nicht aufschreibt.

Haben die vielen Beerdigungen ihren eigenen Umgang mit dem Tod verändert?

Joseph Müller: Je mehr man sich dem Alter nähert, desto mehr denkt man auch aus Sterben. Aber Angst bringt ja nichts. Und die hat man auch nicht mehr, wenn man so viele schon hintergelassen hat.

Das Gespräch führte Sarah Bernhard

KURZ NOTIERT

AUFSESS
Geöffnet: Die Lehranstalt für Fischerei des Bezirks Oberfranken hat anlässlich der 900-Jahr-Feier der Gemeinde ihre Pforten für die Festbesucher geöffnet. Die Anlage kann am morgigen Samstag, dem „Tag des Handwerks“ von 10 bis 16 Uhr besichtigt werden. Am Sonntag öffnet die Lehranstalt ihre Pforten von 13.30 bis 16 Uhr. red

GESEES
Kirchengemeinde: Die Kirchengemeinde veranstaltet am morgigen Samstag ab 19.30 Uhr einen „SunSet-

Service“, um einen der schönsten Plätze im Landkreis zu genießen und gemeinsam den Sonnenuntergang über dem Hummelgau vor den alten Mauern von St. Marien zum Geses zu erwarten. Für Getränke und eine einfache Verköstigung wird gesorgt. red

WEIDENBERG
Gesperrt: Von Dienstag, 22. Juli, bis voraussichtlich Freitag, 23. August, wird die Brücke am Ortsausgang von Sophienthal in Richtung Hammerschmiede instand gesetzt. Deshalb ist die Durchfahrt aus Sophienthal-

Hauptort zur Hammerschmiede und umgekehrt nicht möglich. Alle Anwesenden über Ortsstraßen erreichbar, lediglich der Durchgangsverkehr ist nicht möglich. Die Maßnahme ist zur Aufrechterhaltung der Verkehrssicherheit und zur Erhaltung des Brückenbauwerkes notwendig. red

EBERMANNSTADT
Ausstellung: „...alles andere können wir uns kaufen“ – so lautet der Titel der neuen Ausstellung mit Fotoreportagen von Sonja Och im Heimatmuseum in Ebermannstadt. Anlässlich der Ver-

nissage laden Museumsbeirat und Kulturkreis Ebermannstadt zu einem Sommerfest am Mittwoch, 23. Juli, um 19 Uhr in den Garten hinter dem Heimatmuseum ein. Walter Tausendpfund liest aus seinem neuen Buch „naus“. Das Saxophon-Quartett „Les Quatre“ sorgt mit schwingvollen Arrangements für die musikalische Unterhaltung. Für das leibliche Wohl ist gesorgt. Bei Regen findet die Veranstaltung im Rathaussaal statt. Der Eintritt ist frei. Um Anmeldung bei der Touristinfo unter Telefon 0 91 94/5 06 40 wird gebeten. red

„Zum Weinen hatte ich damals keine Zeit“

Vor drei Jahren starb die Ehefrau von Rolf Treute an Krebs – Nach ihrem Tod quälten ihn die Selbstzweifel

BISCHOFSGRÜN
Von Sarah Bernhard

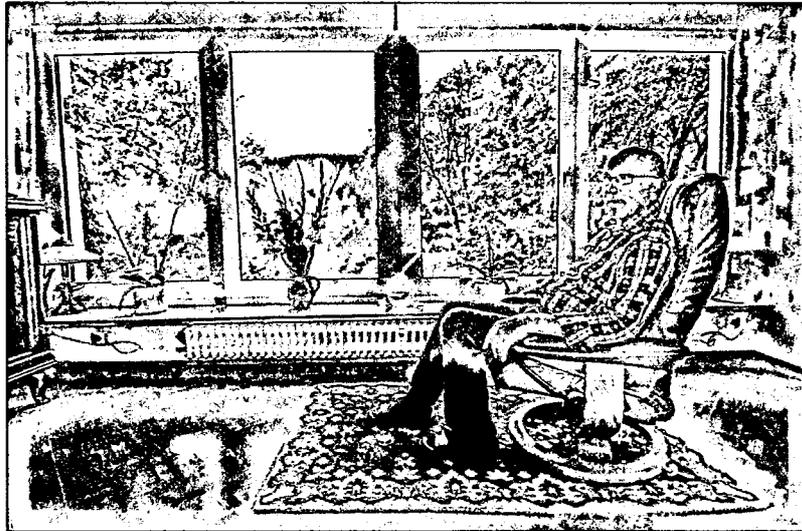
Heidi und Rolf Treute sind ein lebenslustiges Paar, immer unterwegs, immer aktiv. Bis der Tod in ihr Leben bricht: Heidi Treute erfährt, dass sie Bauchspeicheldrüsenkrebs im Endstadium hat. Rolf Treute kümmert sich bis zur Selbstaufgabe um seine kranke Frau. Und zerbricht fast daran, dass er sie nicht retten kann. Eine Geschichte über den Kampf eines Überlebenden.

Die Diagnose kam in einem ganz normalen Arztgespräch. Als Heidi Treute Rückenschmerzen bekommt, denkt sie an einen Bandscheibenvorfall. Und ist froh, als die Hausärztin Entwarnung gibt. „Aber Ihr Husten gefällt mir nicht, darf ich Sie mal abhören?“ Eineinhalb Stunden später die Diagnose: Bauchspeicheldrüsenkrebs, der Raum zwischen Lunge und Rippenfell ist voller Wasser. Lebenserwartung: drei Monate.

+++ KURIER-SERIE:
+++ TOD & STERBEN

„Das war wie ein Tsunami“, sagt Rolf Treute. „Danach muss man nur noch funktionieren.“ Drei Jahre ist der Tod seiner Frau nun her. Manchmal ringt der 72-Jährige noch heute um Fassung, wenn er über diese Zeit spricht. Dabei wirkt er, als ob er nicht leicht zu erschüttern wäre.

Nach der Diagnose leben die beiden weiter, wie sie immer gelebt haben: Aktiv, viel draußen, viel Bewegung. Sie machen Ausflüge, zu zweit, mit der Familie, immer dorthin, wo Heidi Treute sich wohlfühlt. 17 Jahre lang haben sie so gemeinsam verbracht. „Wir ha-



Drei Jahre ist es her, dass Rolf Treute seine Frau Heidi verlor. Sie starb nur vier Monate nach der Krebs-Diagnose. Bis heute hat er ihren Tod nicht überwunden. Foto: Wittke

ben nie übers Sterben gesprochen, dazu zu leben wir zu intensiv“, sagt Rolf Treute. Nur ganz am Schluss sei das Thema Sterbehilfe aufgekommen. „Aber dazu war es schon zu spät.“

Schon bald sind Ausflüge nicht mehr möglich. Immer wieder muss Heidi Treute ins Krankenhaus, meist betreut ihr Mann sie zu Hause. Traue ich mir das zu? Das fragt er sich immer wieder. „Aber es bleibt nur: ja.“ Seiner

Frau die größtmögliche Fürsorge zu geben ist alles, was in diesem Moment zählt.

Jede Nacht sitzt er an ihrem Bett, tagüber stehen ihm Freunde zur Seite. Und zwei Hospizbegleiterinnen. Sie hören ihm zu, schicken ihn aber auch mal nach draußen, wenn sie sehen, dass er nicht mehr kann. Oder gehen mit ihm laufen. „Ich weiß nicht, ob ich das sonst durchgehalten hätte.“

Denn Rolf Treute muss nicht nur den Alltag, sondern auch die medizinische Versorgung seiner Frau organisieren. „Zum Weinen hatte ich damals keine Zeit. Das kam später.“ Und auch Zeit für Gespräche mit seiner Frau bleibt kaum. Stieftochter, Enkel, andere Verwandte, „es war immer jemand da, um den ich mich auch noch kümmern musste. Im Nachhinein wünschte ich mir, es wäre mehr Ruhe gewesen.“

An einem Tag im Juni, drei Monate nach der Diagnose, fasst Rolf Treute einen Plan: Noch einmal gemeinsam Urlaub machen. Er mietet eine Suite in einem Hotel im Bayerischen Wald, spricht sich mit dem Hotel und einem Arzt vor Ort ab, organisiert Sauerstoff. „Es war alles vorbereitet. Sie wollte dort meinen Geburtstag mit mir feiern.“

Aber dazu kommt es nicht mehr. In der zweiten Nacht geht es seiner Frau so schlecht, dass Rolf Treute den Urlaub abbricht und sie zurück nach Bayreuth bringt. Seinen 69. Geburtstag verbringen sie schon auf der Palliativstation.

Kurze Zeit später kommt Heidi Treute ins Hospiz. In der Nacht, in der sie stirbt, ist ihr Mann zu Hause. „Ich hatte zwei Tage und zwei Nächte nicht geschlafen, da haben die Hospizbegleiterinnen gesagt, das geht nicht mehr.“ Als er am nächsten Morgen aufwacht, ist seine Frau tot. „Vielleicht war das ganz gut so, vielleicht hätte sie sonst nicht loslassen können.“ Er hält inne. „Oder ich nicht.“

Nach dem Tod seiner Frau zieht sich Rolf Treute ein Dreivierteljahr vollkommen zurück. Qualvolle Monate der Stille, verbunden mit Selbstzweifeln. Hat er alles richtig gemacht, hat er sich genügend um seine Frau gekümmert, warum sie? Eines Nachts hält er es nicht mehr aus. Er ruft beim Hospizverein an, lernt später in Trauergesprächen, mit dem Verlust umzugehen.

Seit einiger Zeit geht es Rolf Treute nun wieder besser. Er hat eine neue Lebensgefährtin, die ein ähnliches Schicksal erlitten hat. Dass er den Tod seiner Frau jemals überwinden kann, glaubt er nicht. „Aber ich bemühe mich, den Verlust zu akzeptieren, und die Erinnerung mitzunehmen, um weiterzuleben.“

Lehrgangstag an der Imkerschule

MITWITZ. Die Imkerschule Oberfranken im Wasserschloss Mitwitz hält am Samstag, 26. Juli, zusammen mit der staatlichen Fachberaterin für Bienenzucht, Barbara Bartsch, einen Lehrgang unter dem Thema „Sommerpflege und Varroabehandlung – Grundlagen für starke Überwinterungsvölker“ ab. Die Saison 2014 bei den Bienen war bisher aufregend, da die Winterrücklage nicht nur die Arbeiten des Imkers, sondern vor allem auch das Geschehen im Bienenvolk stark beeinflusste. Um auch auf Dauer Bienen halten zu können, muss der Imker jetzt erkennen, wann er die letzte Honigernte ansetzt. Denn wer zu spät abreutet, bekommt Probleme mit zu vielen Varroamilben in den Völkern und gefährdet so die Erzeugung einer großen Zahl gesunder und langlebiger Winterbienen. Ohne diese kann ein Bienenvolk die fluglose und kalte Winterzeit nicht überstehen; sie sind der Garant fürs Überleben. Der Kurs gibt Hilfestellungen, wann welche Arbeiten zu erledigen sind, um den Bienen den Start ins neue Bienenjahr, das im August beginnt, so sicher wie möglich zu gestalten. Die verschiedenen Methoden der Varroabehandlung werden ebenso erläutert wie die Erneuerung des Wabenbaus, die Fütterung und der Austausch von Königinnen. red

Comedy, Disco und Kabarett

CREUSSEN. Der Bund der Selbstständigen (BdS) aus der Region Creußen veranstaltet am heutigen Freitag um 18 Uhr einen After-Work-Abend im Gregori-Festszelt am Marktplatz. Der Kabarettist „Frankensima“ alias Philipp Simon Goletz wird für einen unterhaltsamen Abend sorgen. Für Stimmung sorgt eine mobile Disco im Außenbereich auf dem Marktplatz. red

KURZ NOTIERT

STECHENDORF
Stechendorfer Gruppe: Der Zweckverband zur Wasserversorgung der Stechendorfer Gruppe trifft sich am Montag, 28. Juli, um 19.30 Uhr im Bürgerhaus zu seiner konstituierenden Sitzung. red

Neustart für den Jugendtreff

Nach zwei Jahren Pause soll es am Bindlacher Berg wieder einen Treffpunkt geben

BINDLACH
Von Christina Kröner

Die Bindlacher Jugendbeauftragten wollen den Jugendtreff am Bindlacher Berg wiederbeleben. Zusammen mit Udo Bergmann soll der Gruppenraum neben der Schule ab heute wieder der Anlaufstelle für die Elf- bis 18-Jährigen der zweitgrößten Gemeinde des Landkreises sein.

Von verschiedener Seite war das Projekt Jugendtreff immer mal wieder probiert worden. Udo Bergmann hat die längste Erfahrung damit. Der kaufmännische Angestellte hat zwei Jahre lang an den Donnerstagsabenden gravierenden Blödsinn der Jugendlichen verhindert. Er war es auch, der das Projekt nicht aufgeben und im Herbst wieder beginnen wollte.

Für Bergmann ist der Jugendtreff der einzig sinnvolle Weg. Denn die Jugend am Berg könnte sonst nirgendwo hin, wo sie nicht störe, es gebe keine Vereine, keine Anlaufstelle. „Sonst

denken sie sich nur Blödsinn aus oder sitzen im Bushäuschen und trinken Bier.“ Das müsse nicht sein.

Zusammen mit Wolfgang Fischer und Roland Meier von der Bergliste wandle sich Bergmann im Juni an diese Zeitung mit dem Plan, den Jugendtreff wieder zu eröffnen und Mitstreiter dafür zu gewinnen. Die haben sie jetzt in den Jugendbeauftragten gefunden. Obwohl sich beide Seiten für ein gemeinsames Konzept noch nicht zusammengesetzt haben, soll es jetzt losgehen. „Wir wollen einfach mal schauen, wie es angenommen wird und was die Jugendlichen wollen“, sagt Jugendbeauftragte und Gemeinderätin Nicole Striedel.

Bergmann wurde telefonisch mit ins Boot geholt. Er freut sich, dass etwas passiert. Ist aber auch skeptisch. „Ich finde den Zeitpunkt unglücklich gewählt“, sagt der langjährige Jugendbetreuer. Es sei kurz vor den Sommerferien, viele Eltern an einem Freitag unterwegs. „Es ist absolut not-

wendig, dass der Jugendtreff dann auch über den Sommer offen bleibt.“ Es könne nicht sein, einen Tag zu öffnen, dann wieder zu schließen und im Herbst neu zu beginnen. „Kontinuität ist im Umgang mit Jugendlichen wichtig.“ Bergmann weiß, wo-gegen er spricht. Zu ihm kommen die Jugendlichen immer noch und fragen, wann es weitergeht. Am ersten Treffen kann er nicht teilnehmen, da er noch eine andere Jugendgruppe in Neudrossenfeld betreut. „Ich freue mich, dass es losgeht“, sagt Bergmann. Das Entscheidende sei aber das, was nach dem Auftakt folgt.

INFO: Auftakt ist heute von 19 bis 22 Uhr. Um 18.45 Uhr fährt ein Shuttlebus vom Basketball-Korb an der Bärenhalle. Rückfahrt ist um 22 Uhr. Darts, Billard, Kicker und alkoholfreie Cocktails mixen steht auf dem Programm. Infos bei Jugendbeauftragter Steffi Raps unter der Nummer 01 51/14 25 80 69.

Eiszeit im Hügelland der Oberpfalz

SCHWARZENBACH. Wie die letzten Eiszeiten das Landschaftsbild der nördlichen Oberpfalz prägten, ist Thema einer Führung des Geoparks mit Geoparkranger Raimund Röttenbacher am Sonntag, 27. Juli. Bei einer Rundwanderung durch das Weihergebiet bei Schwarzenbach wird der Referent unter anderem auch darauf eingehen, welchen besonderen Lebensraum die nacheiszeitlichen Moore der heimischen Pflanzen- und Tierwelt bieten. Treffpunkt ist um 14 Uhr am Heibelweiher bei Pechhof in der Nähe von Schwarzenbach. Dauer rund drei Stunden, Gebühr vier Euro. Weitere Infos unter Telefon 0 96 02/9 39 81 66 oder im Internet unter www.geopark-bayern.de. red

Aus der Tiefe auf den Gipfel

STAMMBACH. Wie kommen Gesteine von der Erdoberfläche in über 60 Kilometer Tiefe hinab und dann wieder auf den Gipfel eines Berges? Geoparkranger Joachim Nedvidek gibt Antworten auf diese Fragen am Sonntag, 27. Juli, bei einer Führung des Geoparks zum Weißenstein bei Stammbach. Unter dem Motto „Karfunkel, Schätze des Fichtelgebirges und ein vergessener Verkehrsknotenpunkt“ startet die Tour um 14 Uhr in der Ortsmitte von Höllas bei Gefrees. Dauer rund dreieinhalb Stunden, Gebühr vier Euro. Weitere Infos unter Telefon 0 96 02/9 39 81 66 oder im Internet unter www.geopark-bayern.de. red

Training für die ganze Familie

WEIDENBERG/PEGNITZ. Stress, Ängste und Unwohlsein bestimmen oft den Alltag. Achtsamkeitstraining für die ganze Familie hilft, den Alltag besser zu bewältigen. Michaela Schubert, Heilpraktikerin aus Weidenberg, und die evangelische Familienbildungsstätte Villa Kunterbunt in Pegnitz bieten Familien die Möglichkeit, mehr Achtsamkeit im Rahmen eines Familienkurses zu erlernen. Der erste Kurs beginnt am 4. Oktober. Anmeldungen und Infos unter Telefon 0 92 41/99 27 72. red



Sparkasse ehrt langjährige Mitarbeiter

„Sie haben sich in den vergangenen 25 und 40 Jahren weiterentwickelt und die Sparkasse nach vorne gebracht. Wir setzen auf Mitarbeiter, die sich für unsere Sparkasse einbringen“, sagte der Vorstand der Sparkasse Bayreuth,

Wolfram Münch, bei der Mitarbeiter-ehreng in Pegnitz. Sechs Mitarbeiter wurden für 25 und zwei Mitarbeiter für 40 Jahre Unternehmenszugehörigkeit ausgezeichnet. Das Foto zeigt (von links) den Personalratsvorsitzenden

Hubert Becker, die Leiterin Personal, Claudia Poser, Renate Spiske (25 Jahre), Christine Probst (40), Albert Schiller (40), Stephan Büchner (25) und Norbert Hartmann (25) sowie Vorstand Wolfram Münch. Foto: Münch

Im Farbkugelhagel

Ist es ein Kriegsspiel oder Sport? Die Paintball-Anlage in Weidenberg im Test – Eröffnung am Samstag

WEIDENBERG
Von Robin Rütter

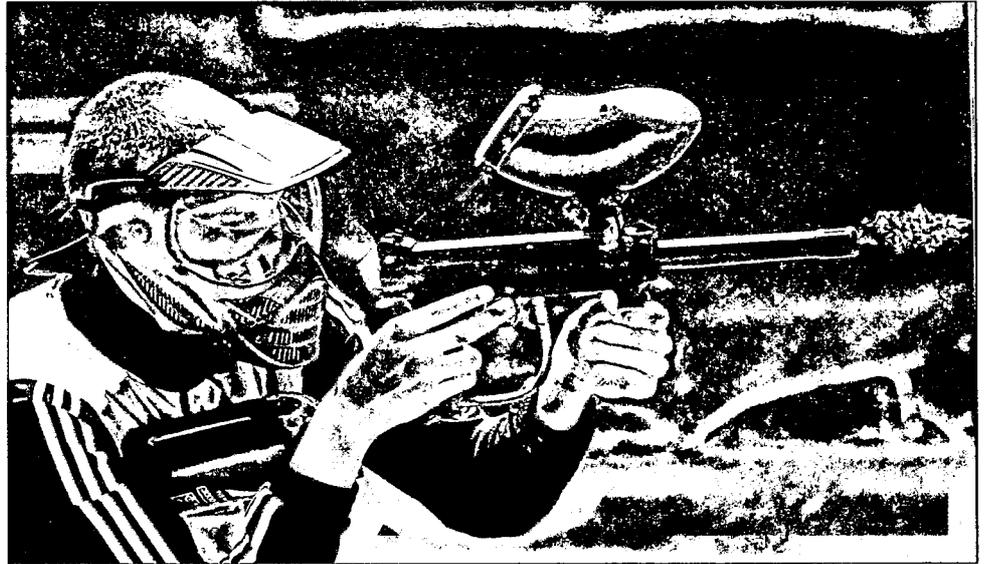
Eine Farbkugel zerschellt an der Deckung. Grüne Farbe spritzt an Maske und Haar. Zur Seite beugen. Zurückschießen. Und weiterrennen. Stolpern? Ein dumpfer Aufschlag, die Hand geht nach oben. „Ich bin getroffen“, rufe ich, während der Schweiß die Nase runter rinnt. Anerkennendes Nicken zum Gegner, zurück zum Start. Weiter geht's. Wer hier eine Pause erwartet, hat die falsche Sportart gewählt. Dabei fing alles so gemächlich an.

Zusammen mit Kollege Moritz Kircher erreiche ich das Paintball-Areal der Weidenberger Sportanlage. Umgeben von Bäumen atme ich die Luft ein. Der Wald wirkt auf den ersten Blick idyllisch. Doch ragen aus ihm Holzdeckungen hervor, die mit grünen Farbspritzern gespickt sind. Und in den Gräben dazwischen möchte man es sich lieber nicht gemütlich machen. Zurück zur Umkleide. Auf dem Tisch vor uns liegen Markierer und Masken. Und ein Gefäß mit hunderten grün-gelben Kugeln. Langsam schwam mir auf, was ich mich beim Testen der Anlage eingelassen habe. Wird wohl doch nicht so idyllisch.

Moritz wirkt entspannt. Hat ähnlich viel Erfahrung mit Paintball wie ich. Quasi keine. Über seine kurze Hose zieht er eine weitere lange an. Werden die Treffer denn schmerzen? Lieber nicht darüber nachdenken. Ich ziehe Sporthose und -jacke an. Dann folgt der Weg nach draußen. Sarmad Muhammad Ali empfängt uns. Der Betreiber der Sportanlage erklärt uns den Markierer. Eine Art Gewehr mit Platz für Farbkugeln und einer Druckluftflasche am hinteren Ende. Es folgt eine kompakte Erklärung zum Entschern und Schießen.

Die Spannung steigt, als wir uns auf den Paintballkurs zubewegen. Doch nicht etwa in das zuvor besichtigte Waldstück. Zur Sportanlage gehört auch noch eine sogenannte Speedball-Anlage. Offener Fläche. Vereinzelt

Die kleine Druckluft-Wolke am Lauf ist noch zu sehen. Kurier-Mitarbeiter Robin Rütter verschießt beim Paintball mit einem sogenannten Markierer Meine Farbkugeln, die beim Aufprall zerplatzen. Nach seinem Test weiß er, dass Paintball vor allem eines ist: anstrengend.
Foto: Dobbtisch



Deckungen. Schnelles Tempo. Nun kann das Duell beginnen. Moritz geht auf seine Seite. Ich auf meine. Die Sandsäcke vor mir bieten eine tolle Deckung. Ich schließe sie schon jetzt in mein Herz. Mein Herz? Das pumpt immer schneller. Maske auf. Markierer entschern und bis zum Start an eine Eisenstange halten. Der Countdown läuft. Zwei, eins, los!

Wie es sich für zwei mutige Männer gehört, sprinten wir zeitgleich los. In Deckung. Denn wer getroffen wird, ist raus. Nervös spähe ich immer wieder aus der Deckung hervor. Die ersten Farbbälle fliegen durch die Luft. Ich

beuge mich zur Seite, immer gebückt. Mit meinem mittleren Finger betätige ich den Abzug, während ich zu zielen versuche. Die Druckluftflasche presse ich gegen meine Schulter. In einem sicheren Moment hechte ich zur nächsten Deckung. Moritz tut es mir gleich. Auf dem Weg zur nächsten Deckung stolpere ich und bleibe als offenes Ziel liegen. 1:0 für Moritz. Mein erster Gedanke: „Ist das anstrengend.“

Die nächsten Runden laufen ähnlich ab. Wildes Gerenne, schnelle Schüsse auf den Gegner. Und Schwitzen. So wird aus dem anfänglich motivierten Deckungsgesuche allmählich feiges Ver-

schancen. Die Spannung lässt nicht nach. Denn regelmäßig wird man von einem Farbkugelhagel heimgesucht. Ich feuere zurück. Kurz mal den Kopf rausstrecken. Und alles färbt sich grün. Treffer. Hand zum Signal hoch, nächste Runde.

Rote Farbkugeln sind übrigens nicht erlaubt. Zu groß ist ihre Ähnlichkeit zu Blut. Am Ende gewinne ich das Spiel 3:2. Nach der Partie keuchen Moritz und ich uns ein „Schönes Spiel“. Zu unsere Kleidung ist nass geschwitzt. Dabei sind wir keinen Marathon gelaufen. Ein Blick auf die Uhr. Wir haben gerade mal eine halbe Stunde Paintball gespielt.

INFO: Der Sportpark Weidenberg feiert am Wochenende Neueröffnung. Dann öffnet auch die Paintball-Anlage mit Spielen zum halben Preis.



Sport oder doch ein Kriegsspiel? Kurier TV hat Paintball getestet. Das Video sehen Sie, wenn Sie den Code

mit Ihrem Smartphone scannen. Oder Sie geben alternativ tinyurl.com/testpaintball in Ihren Browser ein.

Beim Sterben begleiten statt ans Leben ketten

Pflegeministerin Melanie Huml fordert: Mediziner müssen lernen, Menschen sterben zu lassen

BAYREUTH

Wenn es um die Themen Sterben und Tod geht, ist Melanie Huml (38) die richtige Adresse. Nicht nur, weil sie seit Oktober letzten Jahres bayerische Pflegeministerin ist. Sondern auch, weil sie sich schon in ihrer Zeit als Ärztin am Bamberger Klinikum für den Ausbau der Palliativmedizin in Bayern eingesetzt hat. Ein Gespräch über den Tod, aktive Sterbehilfe und Humls Vision.

Frau Huml, haben Sie Angst vor dem Sterben?

Melanie Huml: Das ist eine schwierige Frage, man setzt sich ja nicht täglich damit auseinander. Aber wenn zum Beispiel im Bekanntenkreis jemand an-

sagt, dass sich fast zwei Drittel der Deutschen Sorgen um die Zeit vor dem Tod machen.

Huml: Der Umgang mit dem Sterben ist ein Thema, das viele weit von sich weg schieben und lieber nicht besprechen. Dabei geht es bei der Palliativmedizin gerade darum, dass man versucht, dem Patienten die Schmerzen zu nehmen. Ich erlebe immer wieder, dass Familien auf mich zukommen und sagen: Das, wovon meine Mutter oder mein Vater so Angst hatte, dass er alleine gelassen wird, dass er Schmerzen hat und keine Hilfe bekommt, diese Angst war auf der Palliativstation nicht mehr da. Bei denen, die Palliativmedizin und Hospizarbeit kennengelernt haben, geht auch der Wunsch nach aktiver Sterbehilfe zurück.

Sie sagen immer wieder, dass Sie aktive Sterbehilfe ablehnen. Aber sollte nicht jeder Mensch das Recht haben, am Lebensende zu sagen: Ich mag nicht mehr?

Huml: Die Frage ist: Wo fangen wir an und wo hören wir auf? Für mich gibt es bei der aktiven Sterbehilfe eine kla-

re Grenze. Weil ich nicht will, dass jemand als Mensch das Gefühl hat, er könnte für die Gesellschaft Ballast werden, und deshalb diesen scheinbar einfacheren Weg wählt. Aber ich verstehe, wenn jemand sagt: Ich möchte, dass ihr mich gehen lasst. Aber die Lösung ist nicht aktive Sterbehilfe, sondern dass wir als Mediziner bereit sind, zu sagen: Ja, wir lassen euch sterben. Das ist der Unterschied.

Aber was ist zum Beispiel mit einem Menschen, der durch einen Unfall vom Hals abwärts gelähmt ist und sich nicht vorstellen kann, je wieder glücklich zu leben?

Huml: Vor kurzem war ich auf einer Palliativstation in Niederbayern. Eine Ärztin wollte den letzten Wunsch einer Patientin erfüllen und hat alle ihre Patienten in den „Circus Krone“ eingeladen. Und Sie können sich nicht vorstellen, wie diese Menschen auf diesen Termin hin gelebt haben. Ich glaube, das ist eher der Ansatz: Wir sollten schauen, wie wir die Menschen auf ihrem letzten Lebensweg sinnvoll begleiten können. Auf Palliativstationen

werden ja auch immer wieder Hochzeiten und Geburtstage gefeiert.

Der Tod als Teil des Lebens?

Huml: Genau. Wir müssen viel stärker begreifen, dass das Sterben zum Leben dazugehört, dass es ein ganz natürlicher Teil des Lebens ist. Deswegen sage ich auch, dass man einen Menschen durchaus auch sterben lassen können muss, auch wenn man das nicht aktiv befördert, sondern ihn in seinen letzten Stunden betreut. Klar mag es die eine oder andere ganz extreme Situation geben. Aber ich halte es nicht für richtig, für diese Einzelfälle das Gesamtsystem aufzubrechen und die aktive Sterbehilfe als eine reale Möglichkeit anzubieten.

Wir haben kürzlich im Rahmen unserer Serie über Tod und Sterben berichtet, dass der Freistaat in diesem Jahr 350 000 Euro in die Palliativversorgung investiert. Ein Empfänger Angehöriger fragte mich, warum das so wenig sei. Ich gebe die Frage weiter. Huml: Weil es nicht die gesamte Fördersumme ist. Hospize fordern wir mit 10 000 Euro pro Bett, Palliativstationen fordern wir im Rahmen der Krankenhausförderung wie jede andere Krankenhausstation auch. Und die neuen SAPV-Teams, die spezialisierte ambulante Palliativversorgung zu Hause leisten, bekommen eine Anschubfinanzierung von 15 000 Euro. Die 350 000 Euro investieren wir in diesem Jahr rein in die ehrenamtliche Hospizarbeit.

Haben Sie eine Vision, wie es mit der Versorgung von Sterbenden weitergehen soll?

Huml: Ich würde mir wünschen, dass es noch mehr SAPV-Teams gibt. Deswegen bin ich froh, dass neben Bamberg im Herbst auch Bayreuth ein solches Team bekommt. Aber auch die Vergütung von stationären Hospizen und Palliativstationen muss verbessert werden. Das ist etwas, worüber man auf Bundesebene reden muss – ich arbeite daran, dass wir das verstärkt ausbauen können.

Das Gespräch führte Sarah Bernhard

DREI FRAGEN

„Blitz ist unberechenbar“



HELMUT OKELMANN, Obermeister der Dachdecker-Innung Bayreuth

Immer häufiger gibt es heftige Unwetter in Deutschland, es blitzt und donnert im Minutentakt. Wir haben Helmut Okelmann, den Obermeister der Dachdecker-Innung Bayreuth, gefragt, worauf während der Gewittersaison zu achten ist.

Welche Häuser sind gefährdet?

Helmut Okelmann: Ein Blitz ist unberechenbar, deshalb ist alles und jeder gefährdet. Ein Blitz schlägt dort ein, wo die beste Leitfähigkeit ist. Das kann der höchste Punkt sein, muss es aber nicht. Ein Blitzableiter schafft einen Ausgleich der elektrischen Energie von der Wolke bis zur Erde. Es gibt keinen hundertprozentigen Schutz, es gibt immer ein Restrisiko bei wandernden oder sich teilenden Blitzen.

Wann ist ein Blitzableiter am Haus sinnvoll?

Okelmann: Wenn man sich mit einem Blitzschutz sicher fühlt, hat der Blitzableiter meiner Meinung nach seinen Zweck erfüllt. Bei öffentlichen Gebäuden und bei Häusern, die höher als 20 Meter sind, ist ein Blitzableiter Vor-schrift.

Welche Gefahr besteht für Fußgänger, Fahrradfahrer und Autofahrer?

Okelmann: Alles Lebende ist grundsätzlich gefährdet, es sei denn, es befindet sich in einem sogenannten Faradayschen Käfig, einer geerdeten Metallkiste. Das ist zum Beispiel ein Auto. Autofahrer sind deshalb im Gegensatz zu Fußgängern und Fahrradfahrern sicher.

Die Fragen stellte Elisabeth Ströle

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

einer Krebserkrankung verstirbt, der sogar noch ein paar Jahre jünger ist als ich, mache ich mir schon Gedanken. Oder ich überlege, was wäre mit meinem kleinen Sohn, wenn ich in einen Autounfall verwickelt werde? Ich bin ja oft mit dem Auto unterwegs. Aber dieser Gedanke ist nicht mein ständiger Begleiter.

Haben Sie dieses Thema auch schon in der Familie besprochen?

Huml: Ja, und das kam uns auch sehr zugute, als meine Großmutter einen schweren Schlaganfall hatte. Es war gut, dass alle wussten, sie möchte keine künstliche Ernährung, sondern sie möchte, dass wir sie gehen lassen. Für mich als Medizinerin war das nicht einfach, weil ich ja weiß, wie man noch helfen könnte. Aber es war ihr Wunsch und das haben wir respektiert. Sie war auf einer Palliativstation, ist da gut versorgt worden und durfte friedlich einschlafen.

Das Wissen um die Möglichkeiten der Palliativmedizin ist aber noch nicht überall angekommen: Eine Studie der Schwemninger Krankenkasse be-



Pflegeministerin Melanie Huml, hier beim Kurier-Gespräch im Juni 2023, lehnt aktive Sterbehilfe entschieden ab.
Foto: Archiv/Wittek

An die Grenze und darüber hinaus

Ekel, Hilflosigkeit, Wut: Zwei Hospizbegleiterinnen erzählen, welche Situationen sie besonders herausfordern

BAYREUTH
Von Sarah Bernhard

Sie müssen ihre eigenen Befindlichkeiten über Bord werfen. Und all ihre Vorurteile. Sie müssen Trauer, Wut und Ekel ertragen lernen. Und doch arbeiten Karin Ernst (63) und Renate Pöhlmann (62) gerne als ehrenamtliche Hospizbegleiterinnen. Dem Kurier haben sie erzählt, was sie an ihre Grenzen gebracht hat. Und was darüber hinaus.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

DER EKEL

„Mir graust es vor Schleim und anderen Ausscheidungen“, sagt Karin Ernst. Nicht mal Stofftaschentücher wäscht sie in der Waschmaschine, weil sie sich so eckelt. Und dann sitzt dieser Patient mit Mundbodenkrebs vor ihr, der ein riesiges Loch im Unterkiefer hat. „Er hatte einen Mundschutz an, weil das Sekret aus der Wunde lief, es war aber trotzdem immer auf der ganzen Kleidung verteilt.“

Sprechen kann der Mann nicht mehr, nur noch schreiben. Er gilt als anspruchsvoll. „Rufen Sie mich bitte wieder an“, schreibt er am Ende des Gesprächs. „Da war das Eis gebrochen. Und das mit dem Sekret war gar nicht mehr so schlimm.“ Eines Tages nimmt sie sogar die Wäsche des alleinstehenden Mannes mit nach Hause. „Ich hätte nicht einmal gedacht, dass ich ihn anfasse und dann auch noch seine Wäsche. In meiner Waschmaschine. Wenn man einen Menschen kennt, geht auf einmal alles.“

Auch Renate Pöhlmann musste sich ihrem Ekel stellen. Sie begleitete im Albert-Schweitzer-Hospiz eine Patientin, die ihren Stuhl erbrach. „Ich bin nicht empfindlich. Aber wenn jemand seinen Stuhl erbricht, hat das einen ganz eigenen Geruch.“ Sie bleibt trotzdem, reicht der Patientin immer wieder neue Schalen. „Es war schön für diese Frau, dass das jemand ausgehalten hat und sie nicht immer die gleiche gefüllte Schale vor sich hatte.“ Menschen, die das nicht könnten, dürfe man aber nicht verurteilen. „Man muss den Mensch hinter der Grenzsituation sehen und seine Entscheidungen respektieren.“



Brigitte Moser (Mitte) koordiniert beim Hospizverein die ehrenamtlichen Hospizbegleiter. Karin Ernst (links) ist schon zehn Jahre dabei, Renate Pöhlmann betreut seit sieben Jahren Schwerstkranken. Foto: Wittek

DIE HILFLOSIGKEIT

Bei Karin Ernst rief eines Tages eine Frau an, deren Vater im Sterben lag. „Ich fuhr hin und fand eine Pflegefachkraft vor, die täglich mit diesem Thema zu tun hat. Aber sie war völlig überfordert.“ Karin Ernst beruhigt sie, versichert ihr, dass das, was sie macht, genau das Richtige ist. Am nächsten Tag habe sich die Frau ganz verschämt bedankt. „Aber das passiert. In dem Moment ist alles Professionelle weg. Man ist nur noch Tochter.“

Auch Karin Ernst selbst wurde mit dieser Hilflosigkeit konfrontiert. Ganz am Anfang ihrer Zeit als Hospizbegleiterin kümmerte sie sich um eine Frau mit Lungenkrebs. Der Ehemann ist außer Haus, die beiden sind alleine, als die Frau einen Erstickungsanfall bekommt. „Sie wurde blau, hat um Luft gerungen. Und ich konnte nur hilflos danebensitzen.“ Sie hält die Hand der Patientin, tupft ihr den Schweiß

vom Gesicht. Die Frau überlebt. „Wir haben später darüber geredet, wie groß ihre Angst vor dem Ersticken war und wie froh sie war, dass sie in dem Moment nicht alleine sein musste.“ Die Frau ist friedlich gestorben.

DER TOD EINES KINDES

„Wenn Eltern den Tod ihres Kindes verkraften müssen, ist das auch für uns Hospizbegleiter schwer auszuhalten“, sagt Renate Pöhlmann. Dabei komme es nicht auf das Alter des Kindes an. „Auch wenn ein Mann schon 60 Jahre alt ist, verliert eine Mutter den Sohn.“ Mit der Mutter könne man das Leben der beiden in einer Rückschau betrachten. „Aber das ist kein Trost.“ Das Wichtigste sei auch hier, einfach da zu sein. „Das Haderen mit Gott, die Trauer, die Wut, die muss man aushalten.“ Einmal habe eine Frau plötzlich angefangen, neben ihr zu stampfen, um ihre Wut rauszulassen. „Die Menschen

erwarten in dem Moment keine Antwort, die wollen nur, dass man aushält.“

DIE MENSCHLICHE GRÖSSE

Manchmal verschieben sich die Grenzen auch in die andere Richtung. Zum Beispiel im Fall einer 36-Jährigen, die zu Renate Pöhlmann ins Hospiz kam und wusste, dass sie bald sterben würde. „Sie hat auch ihrem vierjährigen Sohn gesagt, dass sie Krebs hat.“ Wenn er wollte, konnte er sie besuchen kommen. Wenn er nicht wollte, musste er nicht. „Sie hat dann gesagt: Wenn du heute nicht magst, kommst du eben nächstes Mal. Die Stärke dieser Frau war für mich bewundernswert.“

INFO: Der Hospizverein bietet jeweils zu Beginn des Jahres neue Kurse für Hospizbegleiter an. Weitere Informationen unter Telefon 09 21/1 50 52 94.

Fichtelberger versetzt Gericht

HOF/FICHELBERG. Eines Nachts flohen vor einer Hofer Gaststätte die Fäuste. Einer der Drei Beteiligten war ein Fichtelberger. Doch die Verhandlung der Anklage wegen Körperverletzung gegen ihn erwies sich als büdenreich. Ursprünglich hätte er sich schon am 22. Juli wegen Körperverletzung vor dem Strafrichter beim Amtsgericht Hof verantworten sollen. Doch der Mann fehlte unentschuldig und war vom Richter auch nicht über sein Handy zu erreichen. Das Verfahren musste abgesetzt werden. Für Dienstag war nun ein neuer Prozesstermin gegen den Angeklagten anberaumt, doch auch die Ladung dazu ignorierte er und versetzte das Gericht erneut. Vermutlich um nicht polizeilich vorgeführt werden zu können, hatte er sich offenbar mit unbekanntem Ziel aus seinem Wohnort abgesetzt. Zwischenzeitlich ist ein neuer, dritter Termin im September angesetzt, zu dem der Mann sein Erscheinen zugesagt hat. feu

KURZ NOTIERT

HUMMELTAL

Seniorenausflug: Einen neuen Abfahrtsbeginn gibt die Gemeinde Hummeltal für ihren Seniorenausflug am Dienstag, 12. August, nach Coburg und in den Frankemwald bekannt. Start um 11.30 Uhr ist Abfahrt für den Bus in Hinterkeebach bereits um 11 Uhr mit Halt an weiteren Haltestellen. Anmeldungen noch bis heute (8. August) beim Seniorenbeauftragten Helmut Distler unter Telefon 0 92 46/98 90 64. oj

AUS DEM GEMEINDERAT

EMTMANNSBERG

Feuerwehr: Führerscheine für Feuerwehrmänner werden nun mit 1500 statt mit 1000 Euro bezuschusst. Grund ist das neue Fahrzeug der Feuerwehr Schamelsberg. Es sollte ursprünglich weniger als 7,49 Tonnen wiegen, wiegt mit Ausrüstung und Wasser gefüllt aber mehr. Um es zu fahren, braucht man deshalb einen Lastwagen-Führerschein, den nur drei Feuerwehrmänner haben. „Wir bräuchten vier Führerscheine mehr“, sagte Kommandant Stefan Herr. Die Idee, stattdessen mit halbleerem Tank zu fahren, wurde verworfen. Die Technik entwickle sich, das Gewicht in Zukunft weiter erhöhen werde, begründete Bürgermeister Thomas Kreil (CSU) die Erhöhung. Zudem bräuchten viele Feuerwehrmänner den Lastwagen-Führerschein nicht mehr privat. Die neue Regelung gilt für alle Wehren, der Zuschuss muss beantragt werden. Wer innerhalb von zwei Jahren aus der Feuerwehr austritt, muss ihn zurückzahlen.

Breitband: Etmannsb. gehört zu den Gemeinden, die eine 90-prozentige Förderung, höchstens aber 880 000 Euro erhalten. Mit der Konzepterarbeitung wurde die Breitbandberatung Bayern beauftragt. 2200 der insgesamt 7200 Euro Planungskosten muss die Gemeinde übernehmen. Es soll geprüft werden, ob eine Zusammenarbeit mit Seybothentwurf oder Creußen möglich ist, was die Förderung erhöhen würde. Durch den Ausbau des Glasfasernetzes würden bis zu 50 Mbit im ganzen Gemeindegebiet möglich, mindestens aber 30 Mbit. Die Glasfaserleitungen werden bis zu den Ortsteilen verlegt, von dort geht es mit Kupferleitungen weiter.

Schülerbeförderung: Bis jetzt kümmert sich Bayreuth um die Beförderung der Kinder aus Schamelsberg, Hühl und Bühl zu den Bayreuther Schulen. Da dies aufgrund der verschiedenen Anfangs- und Endzeiten schwieriger geworden ist, hat Bayreuth angefragt, ob sich Etmannsb. um die Beförderung kümmern könne. Wenn nicht, würde das die Gemeinde statt 50 Euro künftig 300 Euro pro Kind und Jahr kosten. Der Gemeinderat beschloss, die Beförderung bei Bayreuth zu belassen, da die eigene Verwaltung die gleichen Kosten verursachen würde. Kreil will aber bei den Eltern nachfragen, ob sie eine Sprengeländerung wünschen. Ihre Kinder würden dann, wie auch die Kinder aus den anderen Ortsteilen, auf die Weidenberger Schule gehen.

Geschwindigkeitsmessung: Kreil will um eine Geschwindigkeitsmessung an der Ortsdurchfahrt Unterörschuitz bitten, da dort viele zu schnell fahren. Kläranlage: Die Birker Kläranlage hätte am 11. August in Betrieb gehen sollen, doch der Termin verzögert sich. Spätestens am 27. August soll es in jedem Fall soweit sein. sab

Franzl ist das erste Einhorn des Fichtelgebirges

Perückenbock lebt im Wildpark Mehlmeisel – Trotz seiner Missbildung hat er ein Weibchen gefunden

MEHLMEISEL
Von Maximiliane Rüggeberg

Wenn Rehbock Franzl durch den Wildpark Mehlmeisel streift, zeigen die Besucher mit dem Finger auf ihn. Franzl ist kein gewöhnlicher Rehbock. Anstelle eines statlichen Geweihs wächst auf seinem Kopf ein mit Fell überzogenes Horn. Franzl ist also quasi das erste Einhorn des Fichtelgebirges. So lustig das Klingt, ist es für den Bock nicht. Denn die Wucherung auf seinem Kopf ist die Folge eines schmerzhaften Missgeschicks.

„Mich hat eine Frau angerufen, ob wir ein Reh brauchen – auf ihrem Sofa sei kein Platz mehr.“

Eckard Mickisch über Franzls Gefährtin Sissi

Franzl hat sich bei einem Sprung über einen Zaun selbst entmannt. Das fehlende Testosteron bewirkt, dass sein Geweih immer weiter wächst, statt jedes Jahr im Oktober abzufallen. Deshalb nennt man die Tiere auch Perückenböcke. Mit seinem Horn hat Franzl aber noch Glück. „Bein manchen Tieren wuchert das Geweih über die Augen“, sagt Eckard Mickisch vom Tierpark. Erreicht die Wucherung eine kritische Größe, müssen die Böcke zum Tierarzt. So schlimm wird es bei Franzl aber wahrscheinlich nicht.

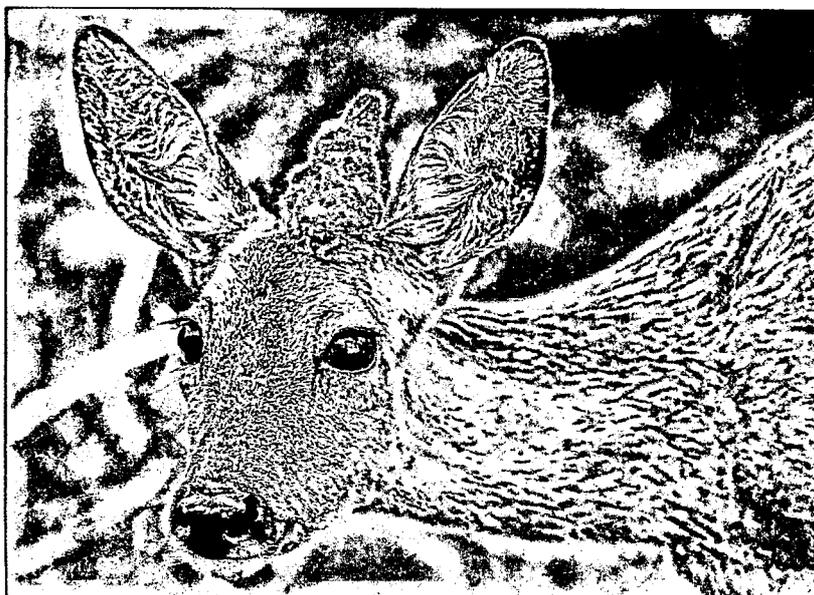
Im Wildpark Mehlmeisel hat der Bock ein neues Zuhause gefunden. Zuvor war er in einer Auffangstation untergebracht. Im Rotwild-Gehege fühlt sich Franzl richtig wohl. Seit kurzem muss er auch nicht mehr allein über das Ge-

lände streifen. Ein ungewöhnlicher Anruf bescherte ihm eine Gefährtin.

„Mich hat eine Frau angerufen, die meinte, ob wir ein Reh brauchen – auf ihrem Sofa sei kein Platz mehr“, sagt Eckard Mickisch. Die Frau hatte ein

Rehkitz gefunden und aufgezogen. Das Tier wurde so zutraulich, dass es sogar mit ihr abends Fernsehen schaute. Weil das natürlich nicht artgerecht ist, nahm Mickisch das Reh im Wildpark auf. Seitdem verbringen Franzl und Sissi je-

de freie Minute miteinander. Nachwuchs werden die beiden nicht bekommen, weil Franzl unfruchtbar ist. Trotzdem ist es für den Wildtier-Experten Mickisch schön zu sehen, dass Franzl nicht mehr alleine ist.



Einhorn wider Willen: Der Rehbock Franzl kann kein Testosteron mehr produzieren. Deshalb wächst ihm statt eines Geweihs eine sogenannte „Perücke“. Foto: Wittek

Brutstätte der guten Ideen

Erste Veranstaltung im Forschungscampus des Fraunhofer-Institutes – In Waischenfeld werden in Zukunft Forscher gemeinsam arbeiten

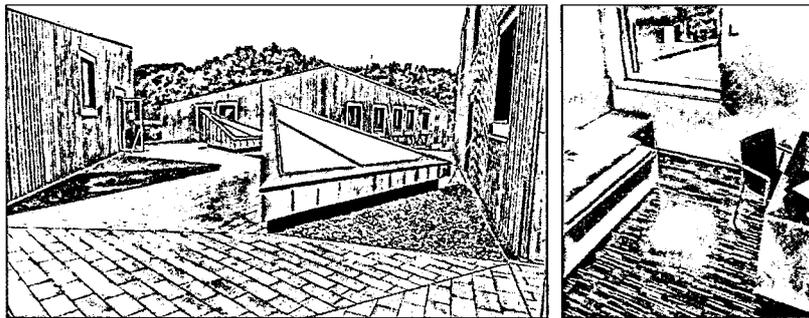
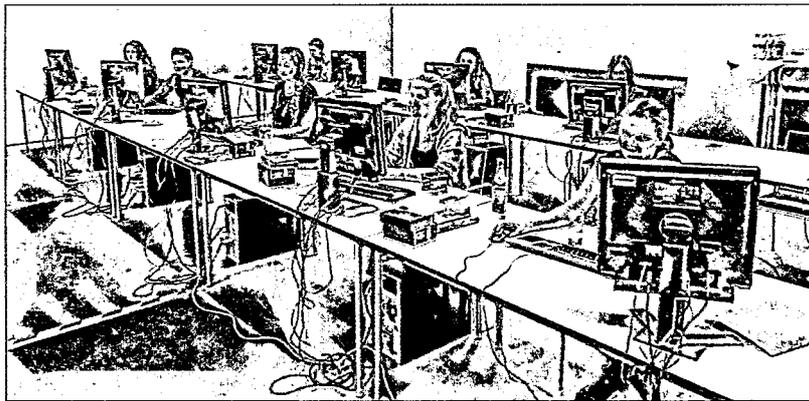
WAISCHENFELD
Von Heike Hampf

Nach rund drei Jahren Bauzeit ist es so weit: Der Forschungscampus des Fraunhofer-Instituts in Waischenfeld ist geöffnet. In dieser Woche hat die erste Veranstaltung auf dem Campus stattgefunden. In Zukunft soll er eine Brutstätte für Ideen werden und Forscher zusammenführen.

Licht durchflutet das Foyer, es riecht nach Essen, Jugendliche lachen, spielen Karten und diskutieren über Mathematik. In den Forschungscampus des Fraunhofer-Instituts ist Leben eingezogen, diese Woche sind 23 hochbegabte Jugendliche aus ganz Bayern zur Talent-School hier hergekommen, um gemeinsam zu rechnen und zu programmieren. Die Jugendlichen sind wöchentlich angehende Forscher und gleichzeitig Versuchskaninchen: „Wir testen den Campus“, sagt Professor Heinz Gerhäuser, ehemaliger Leiter des Fraunhofer-Instituts für Integrierte Schaltungen in Erlangen.

Gerhäuser hat den Forschungscampus mit auf den Weg gebracht, die Grundsteinlegung noch als Institutsleiter erlebt. Heute ist der 68-Jährige im Ruhestand, doch vom Forschungscampus will er nicht ablassen. „Ich interessiere mich brennend dafür, wie es mit dem Campus weitergeht, was sich hier entwickelt“, sagt er. Und er sagt das auch als Präsident der bayerischen Forschungsstiftung und als Vorstandsmitglied der Fraunhofer Zukunftsstiftung. Gerhäuser ist vom Standort Waischenfeld überzeugt: „Von Anfang an standen die Bürger uns wohlgesinnt gegenüber.“

Die Idee des Forschungscampus ist es, Forscher gemeinsam an einen Ort zu bringen, an dem sie tagen, entwi-



Hochbegabte Jugendliche aus ganz Bayern (Bild oben) sind die ersten, die auf dem neuen Fraunhofer-Forschungscampus eingezogen sind. Die Zimmer (unten rechts) sind bewusst einfach gehalten. Fotos: Harbach

cken und arbeiten können. Der Campus soll ein Ort der Entspannung, aber gleichzeitig höchster Konzentration sein. „In einer so besonderen Atmosphäre wie hier lässt es sich wunderbar arbeiten“, sagt Gerhäuser.

Innerhalb des Fraunhofer-Instituts ist ein Campus wie der in Waischenfeld einmalig. Normalerweise müssen die Forscher oft auf Hotels ausweichen. Wenn das Institut dafür ein ganzes Hotel bucht, muss das lange im Voraus geschehen, Spontanität ist unmöglich. „Außerdem sind Hotels nicht auf die Bedürfnisse ausgelegt, die Forscher haben“, sagt Gerhäuser. Seien es stabil funktionierendes Internet oder Labore – das wird es in einigen Wochen mit Grundausstattung in Waischenfeld geben.

Der Forschungscampus fügt sich in die Wohnbebauung in Waischenfeld ein. „Durch die großen Fenster wirkt das Gebäude nicht so groß, wie es ist“, erklärt Gerhäuser. Im Gebäude finden sich neben den Laboren, Seminarräumen, einer Küche und Aufenthaltsmöglichkeiten auch Zimmer, in denen die Forscher übernachten können. Sie sind spartanisch eingerichtet, damit der Reiz, darin zu bleiben, möglichst gering ist. Hier geht es ja gerade um den Austausch, um das Zusammenkommen. Der Forschungscampus hat 7,5 Millionen Euro gekostet, getragen vom Bund und dem Freistaat. Das Fraunhofer-Institut ist an der Ausstattung beteiligt. Die Kosten dafür stehen noch nicht endgültig fest, aber auch hier handelt es sich um einen Millionenbetrag.

Wenn alles läuft, wie Heinz Gerhäuser sich das vorstellt, dann wird Waischenfeld in Zukunft ein wichtiger Wissensstandort sein. Ein Standort, an dem Forscher aus der ganzen Welt zu Besuch kommen.

„Der Tod ist oft eine Art von Erlösung“

Anja Schott (29) arbeitet seit vier Jahren im Hospiz – Der Job verlangt ihr nicht nur viel ab, sondern hat auch ihre Sicht aufs Leben verändert

BAYREUTH

Schwer kranke Menschen in ihren letzten Wochen zu begleiten ist eine schwierige Aufgabe. Anja Schott stellt sich ihr jeden Tag. Die 29-Jährige arbeitet schon seit vier Jahren im Albert-Schweitzer-Hospiz in Bayreuth. Im Interview spricht sie über den Alltag zwischen Leben und Tod.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

Frau Schott, Sie haben mit 25 Jahren im Hospiz angefangen. Hatten Sie Vorbehalte, weil sie noch so jung waren?

Schott: Ich denke, die Ängste, die ich hatte, die hätte auch gehabt, wenn ich älter gewesen wäre.

Wahnten Sie für Ängste?

Schott: Ich hab mich gefragt, ob man das alles aushalten kann. Die Menschen sind schwer krank, sie kommen zum Sterben her. Gesund wird hier keiner.

Ist es Ihnen schwergefallen, als Sie zum ersten Mal einen Menschen haben sterben sehen?

Schott: Jein. Ich meine, klar fällt es einem schwer. Das ist immer traurig. Aber den Leuten geht's nicht gut. Das ist ein-

fach so. Und oft ist der Tod dann doch eine Art von Erlösung. Dann haben sie keine Krämpfe, keine Schmerzen mehr.

Wie schaffen Sie es in solchen Momenten, trotzdem weiter zu machen?

Schott: Man leidet nicht mit jedem Gast so mit. Das geht auch gar nicht. Aber man nimmt Anteil. Man hat Mitgefühl. Man versucht einfach zu helfen und zu begleiten.

Ist Ihnen mal ein Fall besonders nahe gegangen?

Schott: Ja, es gab mal eine Frau, die war gerade erst Mitte 30, als sie herkam. Sie hatte eine tragische Kindheit. Als sie älter wurde, sagten ihr die Ärzte, sie könne keine Kinder kriegen. Aber es hat dann doch geklappt und sie war glücklich mit ihrem Mann und ihrem Baby. Das Kind war gerade vier, als sie zu uns kam. Wir haben uns einfach super gut verstanden. Ich bin jetzt 29, das hätte eine Freundin von mir sein können. Sie ist schließlich an einem Tumor im Unterleib gestorben. Ihr Tod ist mir wirklich nahe gegangen.

Die Menschen im Hospiz warten auf den Tod. Wie gehen Ihre Gäste mit dieser schwierigen Wahrheit um?

Schott: Ganz unterschiedlich. Manche akzeptieren, dass sie sterben müssen, andere sträuben sich dagegen. Wir hatten mal eine Frau bei uns, die war Mitte

50. Sie hatte eine schwere Nervenkrankheit. Nach und nach sind dadurch ihre Muskeln erschlafft. Die Frau wollte nicht im Krankenhaus sterben, deshalb ist sie zu uns gekommen. Sie wollte noch ein wenig am Leben teilnehmen. Und sie war so unglaublich nett. Sie hat immer nach meinen Hunden oder den Kindern der Kollegen gefragt. Das war überhaupt nicht aufgesetzt. Sie ist ganz bewusst und offen mit ihrem eigenen Sterben umgegangen, auch als es ihr schon richtig schlecht ging und sie

kaum noch reden konnte. Sie hat uns daran teilhaben lassen, an ihren Ängsten, ihrer Trauer, ihrer Wut aber auch an ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit dem Leben gegenüber. Sie war so irrsinnig stark. Das war sehr beeindruckend.

Wie läuft der Tag ab, an dem ein Mensch im Hospiz verstirbt?

Schott: Wenn man sieht, dass der Gast an diesem Tag wahrscheinlich stirbt, dann wäscht man nicht mehr viel. Das

ist nur Quälerei. Man schaut, dass er mit Schmerzmitteln versorgt ist und keine Angst hat. Wenn die Angehörigen nicht dabei sein können, dann begleiten wir den Gast.

Es ist sicher nicht leicht für die Angehörigen, dabei zusehen, wenn ein Verwandter verstirbt. Wie erleben Sie diese Momente?

Schott: Wir hatten hier neulich eine Mutter, die saß im Sessel im Foyer und hat nur noch geweint. Sie hat immer wieder gesagt, dass könne alles nicht wahr sein. Es ist das Schlimmste, was es gibt, wenn das eigene Kind stirbt. Selbst, wenn es schon 50 ist. Wir können ihr nicht viel Trost spenden, aber wir sind trotzdem da.

Haben Sie durch Ihren Job eine andere Sicht auf den Tod bekommen?

Schott (lacht): Eine andere Sicht aufs Leben!

Inwiefern?

Schott: Man lebt bewusster. Der Jüngste, der hier gestorben ist, war 30. Ich bin jetzt 29. Klar spar' ich Geld und mach alles für meine Rente. Aber wenn ich in den Urlaub will – dann mach ich's halt. Man weiß nie, ob das in fünf Jahren noch geht. Was ich jetzt machen kann, das mach ich einfach. Ich genieße das Leben einfach mehr.

Das Gespräch führte Maximiliane Rüggeberg



Waschen, füttern, kümmern: Anja Schott ist in ihrem Schichtdienst rund um die Uhr für die Menschen im Hospiz da. Foto: Wittek

DREI FRAGEN

Fasching feiern und Stärke antrinken im Hospiz

BAYREUTH

Angelika Eck ist Sozialpädagogin und leitet seit 2008 das Albert-Schweitzer-Hospiz. Sie erklärt, wann ein Mensch in ihrem Haus aufgenommen wird und warum das Leben nicht an der Türschwelle der Einrichtung endet.

Frau Eck, welche Kriterien muss ein kranker Mensch erfüllen, um in einem Hospiz aufgenommen zu werden?

Eck: Hospize dürfen nur Menschen aufnehmen, die so krank sind, dass ihre Lebenszeit begrenzt ist auf wenige Wochen bis Monate. Das muss uns auch ein Arzt bestätigen. Wir unterscheiden

uns auch ein wenig von Pflegeheimen. Unsere Gäste haben einen erhöhten Pflegebedarf, weil sie eine bestimmte Symptomlast haben. Zum Beispiel Schmerzen, Atemnot, Übelkeit. In Bayern gibt es momentan 15 Hospize. Pro 60 000 Einwohner ein Hospizbett. Das hat für Oberfranken 18 Betten ergeben, zehn sind in Bayreuth, acht in Naila.

Die Menschen, die in Ihre Einrichtung kommen, leiden unter schweren Krankheiten und sind oft sehr schwach. Wie gestalten Sie den Alltag mit Ihnen?

Eck: Der Alltag richtet sich nach den Bedürfnissen der Kranken. Wir wecken



ANGELIKA ECK, Sozialpädagogin und Leiterin des Albert-Schweitzer-Hospiz

niemanden. Wir pflegen und unterstützen sie und bieten Essen an. Es ist nicht wie im Pflegeheim, dass wir noch große Beschäftigungsangebote haben. Dafür geht es den Menschen einfach

zu schlecht. Die meisten wollen einfach nur ihre Ruhe haben. Es gab aber auch schon den Fall, dass sich hier Angehörige und Gäste zu einer improvisierten Faschingsfeier getroffen haben. Und es gab sogar mal einen Mann, der war Musiker und hat sich mal mit einem Freund im Hospiz Stärke ange-trunken.

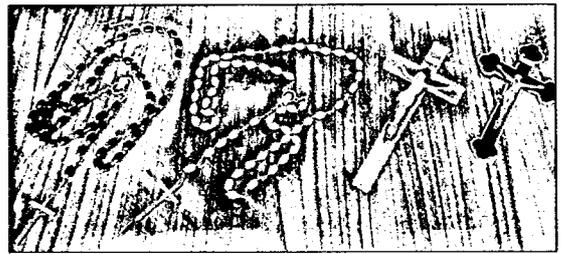
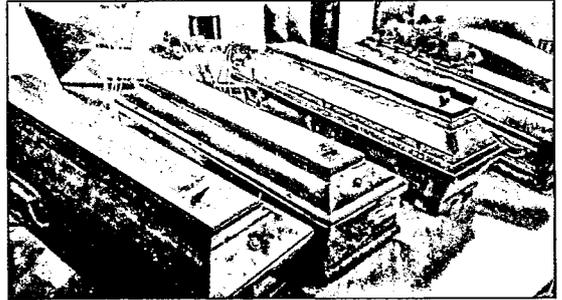
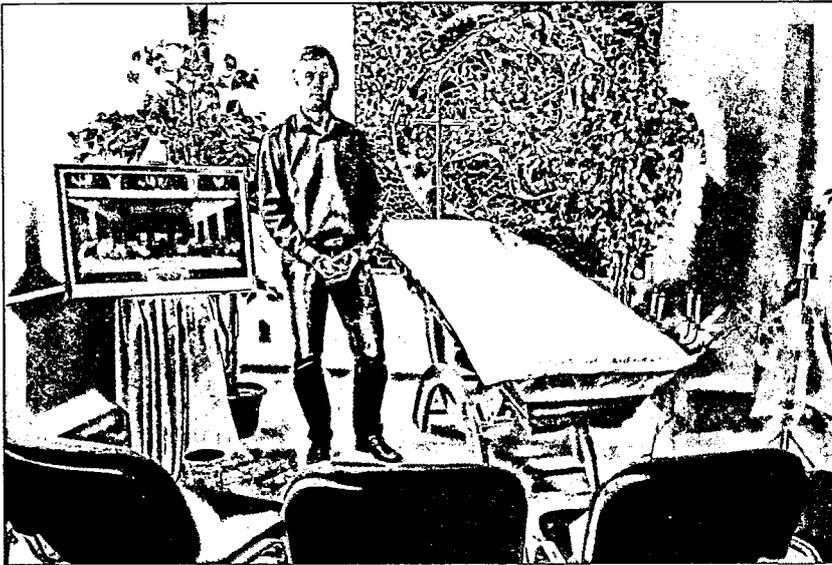
Die Menschen im Hospiz sind wesentlich stärker auf medizinischen Betstand angewiesen als zum Beispiel im Pflegeheim. Spiegelt sich das auch in Ihrem Team wieder?

Eck: Wir haben 25 Mitarbeiter, darunter Krankenschwestern, Kranken-

pfleger, und drei Altenpfleger – alle examiniert. Wir brauchen hier eine Fachkraftquote von 100 Prozent. Außerdem haben wir zwei fest zugeordnete Seelsorger und eine Kooperation mit Hausärzten aus Bayreuth. Wir haben als Hospiz den Auftrag, Menschen beim Sterben zu begleiten. Und zwar so, dass sie so wenig wie möglich leiden. Wir machen keine lebensverlängernden Maßnahmen, aber auch nichts Lebensverlängerndes. Wenn jemand am Lebensende nicht mehr essen kann, dann zwingen wir auch niemanden. Das Leben darf seinen Weg gehen bis zum Tod.

Die Fragen stellte Maximiliane Rüggeberg

BESTATTUNGSRITEN: Früher galt Feuerbestattung als unchristlich, heute ist sie in vielen Gegenden die beliebtere Bestattungsart. Der Kurier erklärt, was sich im Lauf der Jahrhunderte noch geändert hat. Und vor was sich ein Bestatter am meisten fürchtet.



Im Bestattungsinstitut von Micha Christer gibt es einen Raum, in dem sich Angehörige in aller Ruhe von Verstorbenen verabschieden können. Während Särge früher individuell vom örtlichen Schreiner gefertigt wurden, hat der Bestatter heute 24 Sargmodelle im Angebot. In katholischen Familien legt man dem Verstorbenen oft einen Rosenkranz oder ein Kreuz in die Hand. Fotos: Wittek

Ohne Schere ging früher gar nichts

Die Menschen begegnen dem Tod seit jeher mit Ritualen, doch die haben sich im Lauf der Zeit ziemlich gewandelt

SPEICHERSDORF
Von Sarah Bernhard

Wenn ein Mensch stirbt, brauchen die Angehörigen Rituale und Bräutchen, an die sie sich klammern können. Doch manches, was früher noch richtig war, ist heute völlig anders. Bezirksheimatpfleger Günter Dippold und der Speichersdorfer Bestattungsunternehmer Micha Christer erklären die Unterschiede.

DIE AUFBAHRUNG

Früher: „Die Familie hat gekocht und daneben lag der tote Opa“, sagt Günter Dippold. Denn früher wurden Verstorbene direkt im Wohnzimmer der Familie aufgebahrt. War dort kein Platz, kamen die Verstorbenen manchmal sogar in den Backofen. Es war die Aufgabe der

was falsch zu machen, wollten die Angehörigen die Verstorbenen so schnell wie möglich loswerden. Dazu komme der Alltagsstress. „Unsere Zeit ist schnelllebig geworden. Der Tod passt nicht mehr in den Zeitplan.“

DIE BEIGABEN

Früher: Früher durfte eine Schere auf dem Bauch des Toten nicht fehlen. „Sie diente als Kreuz gegen die Dämonen“, sagt Günter Dippold. Oft hatte der Verstorbene auch eine Kerze in der Hand. Heute: In katholischen Familien sind ein Rosenkranz oder ein Handkruz üblich, sagt Christer. Oft würden aber einfach die Hände gefaltet.

DERSARG

Früher: Vor dem 16. Jahrhundert wurde manchmal ganz ohne Sarg beerdigt. Danach kam der schwere Eichensarg vom örtlichen Schreiner. Heute: Micha Christer hat 24 verschiedene Sarg-Modelle auf Lager. Vom Eichensarg über den italienischen Sarg aus Nussbaum, der oben breiter ist als unten bis zum postmodernen Sarg in Wellenform ist alles dabei. „Oft sagen die Angehörigen: Der Opa hatte diese Möbel, dann soll der Sarg aus dem gleichen Holz sein“, sagt Christer. Und den kauften sie dann auch. Es gehe aber noch individueller: Es sei auch schon vorgekommen, dass die Enkel den Sarg bemalt hätten.

DIE BESTATTUNG

Früher: Feuerbestattung galt als unchristlich. „Verbrennen war im Mittelalter eine schlimme Strafe. Mit Feuer hat man die Körper derer vernichtet, die sich von Gott abgewandt hatten, etwa Hexen oder Ketzer“, sagt Dippold. Mitte des 19. Jahrhunderts forderten Ärzte aus hygienischen Gründen immer ve-

hementer die Verbrennung der Toten. Das erste oberfränkische Krematorium wurde 1907 in Coburg eröffnet. Bereits Anfang der 30er Jahre wurden dort drei Viertel der Verstorbenen verbrannt. Für Katholiken war das bis 1963 verboten. Heute: „Bei uns auf dem Land halten sich Erd- und Feuerbestattung fast die Waage“, sagt Micha Christer. Aber schon in Kleinstädten wie Bayreuth lasse sich ein größerer Teil der Menschen verbrennen. Es sei oft keiner mehr da, der sich ums Grab kümmern könne oder wolle. „Auf dem Land haben wir noch viele Familiengräber. Dort kümmern sich Freunde, Verwandte und Nachbarn, für die ist das kein Problem.“ Mittlerweile dürfen sich auch Katholiken nach ihrem Tod verbrennen lassen. Aber nur, wenn sie trotzdem an die leibliche Auferstehung glauben.

DER FRIEDHOF

Früher: Friedhöfe waren so nahe wie möglich an einer Kirche gebaut. „Man wusste ja nicht, ob der Tote nicht als Wiedergänger zurückkehrt“, sagt Dippold. Um die Kirche herum boten die heiligen Reliquien den Angehörigen einen gewissen Schutz. Die Gräber waren nicht so tief wie heute und wurden, da der Reliquien-Bannkreis begrenzt war, schneller wieder neu vergeben. Das führte häufig zu dem Problem, dass die Leichen noch nicht ganz verwest waren. „Weil man an die leibliche Auferstehung glaubte, konnte man sie aber nicht einfach wegwerfen.“ So entstanden die sogenannten Beinhäuser, in denen die Überreste der Verstorbenen gesammelt wurden. Beckenknochen neben Beckenknochen und Totenkopf neben Totenkopf. Eine Ausnahme sind bis

heute jüdische Friedhöfe, etwa der in Aufseß. „In traditionellen jüdischen Gemeinden gehört das Grab den Toten und darf nie wieder angetastet werden“, sagt Dippold. Heute: Ab dem 16. Jahrhundert, als die Platznot zu groß wurde, wurden Friedhöfe immer öfter an den Ortsrand verlegt. Die heutigen Friedhöfe bieten sogar Platz für ein Leichenhaus. Dafür verschwanden die Beinhäuser: Die Verstorbenen konnten jetzt normalerweise 25 Jahre lang in der Erde bleiben.

DAS GRAB

Früher: Bis ins 19. Jahrhundert konnte sich nur die Elite einen eigenen Grabstein leisten. Für alle anderen lohnte sich eine persönliche Kennzeichnung nicht, da sie sowieso nach einer gewissen Zeit ins Beinhaus kamen. Wenn, wurde ein schlichtes Holzkreuz aufgestellt, das bald verrottete, da Grabpflege nicht üblich war. Grab schmuck, etwa Engel aus Gusseisen, kamen erst nach 1840 in Mode, als man ihn dank der industriellen Revolution am Fließband herstellen konnte. Heute: Mittlerweile kann jeder sein Grab individuell gestalten. Granit werde häufiger verwendet als anderes Gestein, sagt Christer. „Weil das ein heimischer Stein ist.“ Nur noch ganz selten würden schwarze Grabsteine gewählt. „Heute will man nichts Dunkles, Düsteres mehr.“ So sei das übrigens auch bei der Kleidung. „Dass einer im ockerfarbenen Mantel auf eine Beerdigung geht, das hätte es früher nicht gegeben. Heute ist das normal.“

INFO: Wer unsicher ist, was getan werden muss, wenn ein Angehöriger gestorben ist, kann unter www.aeternitas.de oder www.todesfall-checkliste.de einen Plan herunterladen.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

Familie, den Toten zu waschen und herzurichten. Die Verwandtschaft kam, um zu beten - und, um mit Bier, Brantwein und dem damals luxuriösen Weißbrot verköstigt zu werden. „Denen ging es meist mehr ums Kulinarische als um das Seelenheil des Toten“, sagt Dippold. Heute: Wer heute stirbt, wird entweder in eine Leichenhalle gebracht oder direkt zum Bestatter, der den Toten wäscht, anzieht und rasiert bzw. schminkt. Wenn die Familie dies wünscht, könne sie sich in einem besonderen Raum vom Verstorbenen verabschieden. Zu Hause werde kaum noch jemand aufgebahrt, sagt Micha Christer. „Wir haben verlernt, mit dem Tod umzugehen.“ Vor lauter Angst, et-



Rund 700 Urnenmodelle gibt es in Deutschland. Doch so viel Auswahl würde die Angehörigen überfordern, sagt Bestatter Micha Christer.

INTERVIEW

„Bei älteren Menschen kann man trösten, bei einem Kind fehlen einem die Worte“

Eigentlich ist Micha Christer gelernter Dachdecker. Doch seit er 24 Jahre alt ist, arbeitet er als Bestatter. Ein Freund habe ihm gesagt, er solle das ausprobieren. „Also hab ich's gemacht.“ Mit dem Kurier sprach er über seine Arbeit und den Tod.

Herr Christer, haben Sie sich in den letzten 28 Jahren an den Tod gewöhnt?

Micha Christer: An den Tod an sich ja, man muss ja als Bestatter jeden Tag damit umgehen. Aber an die Art des Todes, an die gewöhnt man sich nie, weil man nie weiß, was auf einen zukommt. Es kann ein Selbst-

mörder sein oder ein Kind. Oder jemand, der schon tagelang tot in seiner Wohnung lag.

Sind manche Tote schlimmer als andere?

Christer: Jeder Sterbefall ist für die Angehörigen schlimm, aber für uns als Bestatter ist es am schlimmsten, wenn man zu einem Kind kommt. Die Eltern haben eine Beziehung zu ihm aufgebaut, und jetzt auf einmal wird es wieder rausgerissen. Bei älteren Menschen kann man trösten und sagen: Er hat langes Leben gehabt, oder: Besser jetzt als noch zehn Jahre ein



MICHA CHRISTER (52), Bestattungsunternehmer aus Speichersdorf. Foto: Wittek

Pflegefall. Aber bei einem Kind, da fehlen einem die Worte.

Was ist mit Ihrem eigenen Tod? Hat Ihr Beruf Ihnen die Angst vor

dem Tod genommen - oder sie gar verstärkt?

Christer: Wahrscheinlich habe ich nicht mehr und nicht weniger Angst als jeder andere. Und ich weiß genauso wenig, wie das bei mir vonstatten gehen soll, wie 99 Prozent der Deutschen. Das sollen mal die entscheiden, die sich darum kümmern.

Macht Ihnen ihre Arbeit eigentlich Spaß?

Christer: Ja, sehr. Wir arbeiten ja nur den geringsten Teil mit Verstorbenen. Der viel größere Teil ist, sich mit den Angehörigen zu beschäftigen: Wie soll die Trauerfeier sein? Welche Lie-

der sollen gespielt werden? Wie soll der Blumenschmuck aussehen? Und das ist das Schöne, dass man viel mit den Menschen zu tun hat.

Gibt es auch etwas, zu dem Sie sich überwinden müssen?

Christer: Wenn man von vorne herein weiß, dass die äußeren Umstände schlimm sind, weil der Tote schon lange in der Wohnung liegt oder bei einem schweren Verkehrsunfall gestorben ist. Oder wenn man jemanden kennt. Da muss man alle Kräfte zusammennehmen und sich überwinden. Aber das gehört auch dazu.

Das Gespräch führte Sarah Bernhard

DIE LETZTE EHRE:
 Seit 54 Jahren sorgt Klaus Wedel auf Beerdigungen für die Musik – erst als Chorschüler im Fichtelgebirge, dann als Kirchenmusikstudent in Bayreuth und schließlich seit 37 Jahren als Kantor in Roth bei Nürnberg. Ein Gespräch über Beerdigungsschlager, die grausame Stille in der Friedhofskapelle und sein Problem mit „Time to say goodbye“.

„Sie müssen da durch, hat der Pfarrer gesagt“

Kirchenmusiker Klaus Wedel über die musikalische Seite von Beerdigungen

ROTH/BAYREUTH

Bei Beerdigungen Orgel zu spielen gehört zu den Aufgaben jedes Kantors. Aber nur wenige Organisten haben so viel Erfahrung mit Beerdigungen wie Klaus Wedel. Mit sechs Jahren sang Wedel zum ersten Mal bei einer Beerdigung im Chor, während seines Studiums an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik in Bayreuth saß Wedel regelmäßig bei Beerdigungen an der Orgel. Seit 1977 ist der gebürtige Arzberger Kantor in Roth bei Nürnberg – und spielt dort bei rund 120 Beerdigungen im Jahr. Ein Gespräch über die letzte Ehre und die Musik.

Herr Wedel, wie viele schwarze Anzüge haben Sie in Ihrem Leben schon verschlissen?

Wedel: Alle fünf Jahre einen. Beim Spielen scheuert die Hose auf der Orgelbank, irgendwann fängt der Stoff an zu glänzen.

Können Sie die Anzüge von der Steuer absetzen?

Wedel: Leider nicht. Ein schwarzer Anzug gilt dem Finanzamt nicht als Dienstkleidung; ich könnte den ja auch außerhalb von Beerdigungen tragen. Ich kann mich aber erinnern: als ich in den 80er Jahren einmal einen gekauft habe, hat die Verkäuferin sofort gefragt: Ist jemand gestorben?

Und Sie haben gesagt: Ja, dauernd.

Wedel: So ungefähr.

Ist das, was Sie machen, eigentlich Ihr Traumberuf?

Wedel: Mit sechs Jahren habe ich angefangen, Klavier zu spielen und als Chorschüler im Beerdigungschor zu singen. Später habe ich Orgel gelernt und die Chorleitung übernommen. Was Beerdigungen angeht, bin ich seit über 50 Jahren im Dienst. Seit 37 Jahren in der gleichen Stadt, mit 120 Beerdigungen im Jahr.

Alle drei Tage eine.

Wedel: Manchmal fallen sechs in eine Woche, dann ist wieder ein, zwei Wochen lang gar nichts.

Gibt es Stoßzeiten?

Wedel: Im März, April ist es viel. Im Oktober, November auch. In den Übergangszeiten sterben die meisten Leute. Wenn es richtig heiß oder kalt ist, wird es weniger.

Wie planen Sie Ihren Alltag? Es könnte ja ständig jemand sterben.

Wedel: Ich bin verpflichtet, mir die Zeit zwischen 13 und 15 Uhr freizubehalten. Früher war es so, dass zwei Tage zwischen Tod und Beerdigung liegen mussten. Heute sind es wesentlich mehr – zehn, elf Tage manchmal.

Woran liegt das?

Wedel: Die Familien sind viel weiter verstreut als früher, die Angehörigen leben nicht mehr alle am Ort. Und es gibt viel mehr Feuerbestattungen, das ist billiger, und die Gräber sind in der Pflege nicht so aufwendig. Dann findet die Trauerfeier erst nach der Einäscherung statt. Das kann schon mal vier Wochen dauern.

Haben sich die Beerdigungen selbst auch verändert?

Wedel: Früher ist es andächtiger zugegangen. Auf dem Weg zum Grab sind die Leute still hinter dem Sarg hergezogen; heute werden da oft Späße gemacht. Da ist ein Stück Kultur verloren gegangen. In meiner Anfangszeit waren die Leute auch grundsätzlich in Schwarz gekleidet. Das ist lockerer geworden, sogar bei Angehörigen. Dass jemand mit

„Im März, April ist es viel. Im Oktober, November auch. In den Übergangszeiten sterben die meisten Leute. Wenn es richtig heiß oder kalt ist, wird es weniger.“

„Mit dem Geiger, den ich immer anrufe, habe ich auch die Air von Bach schon bei Hochzeiten gespielt. Halt ein bisschen schneller als sonst.“



ZUR PERSON

Klaus Wedel, geboren 1955 in Arzberg, ist seit 1977 Stadt- und Dekanatskantor im Dekanatsbezirk Schwabach mit Dienstsitz in Roth bei Nürnberg. 1994 wurde er zum Kirchenmusikdirektor ernannt.

Nach sechs Jahren Mitgliedschaft im Windsbacher Knabenchor studierte Wedel an der heutigen Hochschule für evangelische Kirchenmusik in Bayreuth. Seit 1980 ist Wedel Bezirkschorleiter der 24 Posuamenchöre des Dekanatsbezirks, er leitet außerdem die evangelische Kantorei, den Kammerchor und den evangelischen Posuamenchor in Roth.

Seit 1990 ist Wedel Präsident des Verbands Evangelischer Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in Bayern e.V. sowie seit 1997 Geschäftsführer des Verbands Evangelischer Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in Deutschland. 2008 wurde Klaus Wedel mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

einem ockerfarbenen Mantel dasitzt – das hätte es früher nicht gegeben.

Die Stadt, in der Sie tätig sind, hat 24 000 Einwohner – kennen Sie die Menschen, die Sie beerdigen?

Wedel: Mindestens die Hälfte der Verstorbenen habe ich gekannt. Ich gehe aber nie als Trauernder zu den Beerdigungen, als Freund der Familie. Sondern um meinen Beruf auszuüben. Früher war ich selbst oft traurig, auch wenn ich den Verstorbenen nur flüchtig gekannt habe. Ich will nicht sagen, dass ich abgestumpft bin im Laufe der Jahre. Aber ein bisschen Abstumpfung ist schon dabei.

Woran bemerken Sie die Abstumpfung?

Wedel: Ich bin emotional nicht dabei. Ich kann danach sofort abschalten. Ich bin ja jede Woche mit einem Sarg konfrontiert, ich sehe den anders als jemand, in dessen Umfeld alle zwanzig Jahre mal einer stirbt. Vor zehn Jahren ist meine Mutter gestorben, am Heiligen Abend, mittags um ein Uhr. Zwei Stunden später saß ich in meiner Kirche an der Orgel und habe drei Gottesdienste gespielt. Das hat die Leute schon gewundert.

Nicht einmal der Tod Ihrer Mutter ist Ihnen nahegegangen?

Wedel: Doch, natürlich. Deshalb habe ich vor ihrer Beerdigung alle Texte selbst herausgesucht und den Ablauf ganz genau aufgeschrieben. Dann bin ich damit zum Pfarrer gegangen und habe gesagt: Genau so möchte ich's haben. Bitte nicht die Texte, die ich jede Woche drei-, viermal höre. Diesmal bitte was anderes.

Wer hat bei der Beerdigung Ihrer Mutter Orgel gespielt?

Wedel: Ich.

Ja?

Wedel: Da war für mich eine Selbstverständlichkeit. Als meine Mutter krank war, hat sie gefragt: „Wer wird denn einmal spielen?“, und ich habe gesagt, na ja, einer von uns – mein Bruder ist auch Kirchenmusiker. Ich habe es ihr versprochen, es war ihr Wunsch, also habe ich's gemacht.

Wie haben die Leute reagiert, als Sie nicht bei Ihrer Familie saßen, sondern an der Orgel?

Wedel: Das hat die Leute schon überrascht. Aber die Orgelbank stand unten, neben dem Altar. Ich konnte also bei meiner Familie sitzen und brauchte zum Spielen nur kurz aufzustehen.

Und an der Orgel? War das anders als sonst?

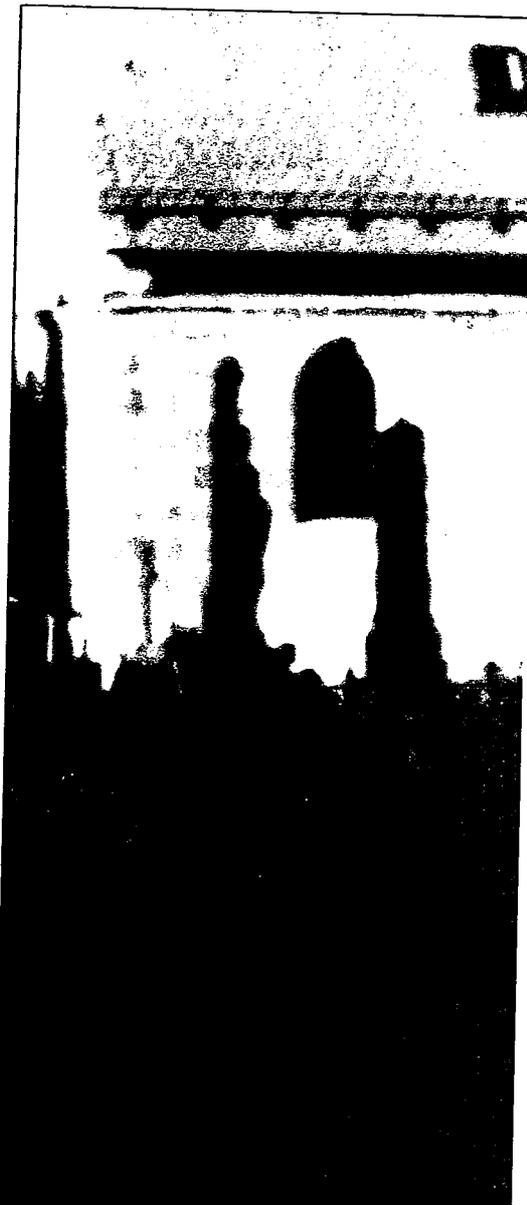
Wedel: Es war viel kraftzehrender, und natürlich waren da Emotionen dabei. Das war mein persönlicher Abschied. Ein Abschiedsgeschenk.

In jedem anderen Fall können Sie das aber immer durchhalten, diese Trennung von Beruf und Gefühl?

Wedel: Ach, es gibt ganz schwere Beerdigungen. Wenn jemand mitten aus dem Leben gerissen wird – ist nicht krank, fällt um, tot. Am schwierigsten ist es, wenn ein Kind stirbt. Kinderbeerdigungen sind für mich das Schlimmste. Und wenn ich das Kind dann noch gekannt habe... Ich versuche dann mit meinem Orgelspiel, Ruhe hineinzubringen und den Leuten Zeit zur Stille zu geben. Die Leute sind ja aufgewühlt, wenn sie zu einer Beerdigung gehen. Die müssen dann zur Ruhe gebracht werden.

Sie unterrichten ja auch Organisten – wie unterrichten Sie denen für solche Fälle auf den Weg?

Wedel: Ich sage denen: Geht zu Beerdigungen, auch wenn ihr noch nicht selber spielt. Um mit dem Bild vertraut zu



„Wenn fünf Leute singen, kann das ja nur dürrig werden“: Klaus Wedel auf d

werden: Da steht ein Sarg, da liegt ein toter Mensch drin, und da sind Angehörige, die traurig sind. Man muss da hineinwachsen. Manchmal nehme ich auch Schüler mit, gerade wenn sich vorher abzeichnet, dass es für die Angehörigen nicht ganz leicht werden würde. In meinen Anfangsjahren ist mal ein zweijähriges Kind im Eis eingebrochen und ertrunken. Eigentlich wollte ich da nicht spielen, weil ich damals gerade selbst

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

ein zweijähriges Kind hatte, aber der Pfarrer hat darauf bestanden. Sie müssen da durch, hat er gesagt, ich bin ihm dafür heute noch dankbar.

Einmal ist ein Kind von einem Auto erfasst worden, am Lenkrad saß der Nachbar der Familie. Der war auch bei der Beerdigung da, und die Eltern haben ihn bei der Trauerfeier zu sich in die erste Reihe geholt. Wissen Sie, was da für eine Spannung in der Kirche ist? Die Angehörigen kommen rein, gehen auf den Reiben sitz, haken ihn raus und setzen ihn in die erste Reihe – er konnte nichts dafür, das Kind ist ihm vors Auto gelaufen, aber dann diese Stärke zu haben... Das entsteht eine Spannung, da hören Sie ein Haar fallen.

Wie lange hat es gedauert, bis Sie damit umgehen konnten? Bis Sie die Routine entwickelt hatten?

Wedel: Vielleicht bis zur 300. Beerdigung? Ich bin jetzt offiziell 43 Jahre im Dienst. Ich habe fast 3500 Menschen beerdigt. Das ist ein ganzes Dorf.

Und wahrscheinlich haben Sie 3500 Mal Ave Maria gespielt, die Air von Johann Sebastian Bach und das Largo von Händel. Warum werden auf Beerdigungen immer dieselben Musikstücke gespielt?

Wedel: Weil die Stücke bekannt sind. Manche seit Jahrhunderten. Es ist ja so: Da ist eine Familie, ganz normale Leute, die in ihrem Leben vielleicht acht, neun Mal zu einer Beerdigung gehen. Und dann werden die damit konfrontiert, dass der Opa stirbt. Ist doch klar, dass sie dann auf das zurückgreifen, was sie kennen. Und das ist dann eben meistens Händel. Händel rauf und runter.

Gibt es einen Beerdigungsschlager – ein Lied, das immer kommt?

Wedel: Jaja. „So nimam denn meine Hände“. Das wird auf neun von zehn Beerdigungen gespielt – und komischerweise singen bei diesem Lied auch immer alle mit, auch dann, wenn sonst keiner singt. Das ist ein richtiger Hymnus. Komischerweise wünschen sich das Lied auch manche Brautpaare für ihre Hochzeit. Dann sage ich immer, habt ihr Euch den Text mal angeschaut? Den Text hat eine Frau gedichtet, die mit einem Missionar verlobt war, und zwei Tage vor der Hochzeit ist er gestorben. Wenn ich das erzähle, will das Lied keiner mehr.

Gibt es Stücke, die universell einsetzbar sind?

Wedel: Lobes- und Dankeslieder. Lobe den Herrn. Großer Gott, wir loben Dich. Mit dem Geiger, den ich immer anrufe, habe ich auch die Air von Bach schon bei Hochzeiten gespielt. Halt ein bisschen schneller als sonst.

STIMMEN AUS DEM NETZ

Spiel mir mein Lied zum Abschied

Angehörige erfüllen auf Beerdigung oftmals den letzten Wunsch ihrer Lieben und spielen das Lied, das sie zu Lebzeiten gerne gehört haben. Wir haben unsere Facebook-User gefragt, welches Lied auf ihrer Trauerfeier noch mal gespielt werden soll.

- „ Von Guten Mächten wunderbar geborgen“
Gerhard Hermannsdoerfer
- „ Nehmt Abschied Brüder ungewiss“
Frank Zeißler
- „ My Immortal von Evanescence“
Franke Zylfi
- „ Zum jetzigen Zeitpunkt Pietro Mascagni: Cavalleria Rusticana – das Intermezzo“
Birgit Kögel
- „ Hells Bells“
Markus Stahlmann
- „ Möge die Straße uns zusammenführen“
Andrea Wegmann
- „ Eagle von Abba“
Jürgen Behr
- „ Mahler, 2. Sinfonie, 5. Satz, ab Chor (Schluss): „Was entstanden ist, das muss vergehen“
Beitlis Perrenais
- „ Three Little Birds von Bob Marley“
Sam Mitchell
- „ Amol seng ma uns wieder“
Sonja Sobert
- „ White Light von The Ghost Inside“
Dominik Bahl
- „ Amol seng ma uns wieder“
Tanja Hoepfner
- „ Jeff Buckley 'Hallelujah'“
Alexandra Simon
- „ In the End von Linkin Park“
Patrick Schwida
- „ An deinem Grab von Megahertz“
Bettina Schröder
- „ Hallelujah“
Katja Schmidt
- „ 'Perhaps Love' mit John Denver und Plácido Domingo hab' ich für meinen Mann bei der Trauerfeier spielen lassen. Es war eines unserer Lieblingslieder...“
Elisabeth Richter



Im Friedhof in Roth bei Nürnberg.

Foto: Ronald Witzek

Was ist mit modernen Sachen? „Stairway to heaven?“

Wedek: Es kommt oft vor, dass sich die Leute so etwas wie „Time to say good-bye“ wünschen. Da sage ich dann immer: Was die Kirche da veranstaltet, ist ein Ritual, da passt „Time to say good-bye“ nicht rein. Und wenn ich das mit der Orgel spiele, kann es nur schlecht werden. Das ist auch bei manchen klassischen Stücken so, zum Beispiel beim Kanon von Pachelbel. Die Leute kennen die Stücke aus dem Radio und von CD, natürlich kann ich's mit der Orgel spielen, aber es klingt eben anders, als man es kennt. Und dann sind die Leute enttäuscht. Wir lösen das Problem dann meistens, indem wir das Stück einspielen, bevor die Glocken läuten und der Pfarrer kommt.

Das heißt, wenn ein Wunsch erfüllbar ist, gewähren Sie ihn?

Wedek: Manchmal kann ich ihn auch ausreden. Manchmal kommt das Argument, na ja, das Lied gefällt der Enkeltochter so gut. Dann sage ich, geht es um die Enkeltochter oder um die Verstorbene?

Glauben Sie, der Verstorbene kann die Musik hören?

Wedek: Das weiß ich nicht, ich war noch nicht tot.

Haben Sie darüber noch nie nachgedacht?

Wedek: Ich sage ja immer, Sterben gehört zum Leben und das Leben endet mit dem Tod. Wahrscheinlich hören die das eher nicht.

Spielen Sie eigentlich auswendig?

Wedek: Grundsätzlich nicht, ich habe im-

„Vor zehn Jahren ist meine Mutter gestorben, am Heiligen Abend, mittags um ein Uhr. Zwei Stunden später saß ich in meiner Kirche an der Orgel und habe drei Gottesdienste gespielt. Das hat die Leute schon gewundert.“



mer die Noten vor mir liegen. Stellen Sie sich nur mal vor, ich spiele „So nimm denn meine Hände“, das ich schon tausende Male gespielt habe, und komme raus. Damit würde ich die Angehörigen verletzen. Wenn in einem Gottesdienst so etwas mal passieren würde, wäre das egal. Aber bei einer Hochzeit oder einer Beerdigung – da müsste ich an mir selbst zweifeln.

Peinliche Situationen gibt es aber doch wahrscheinlich ständig.

Wedek: Bei einem Bekannten von mir hat der Pfarrer gesagt: Er war 44 Jahre lang verheiratet und es war trotzdem eine schöne Zeit. Hinterher habe ich dann gemerkt, außer mir hat es kaum einer gehört – weil die Leute meistens sehr mit sich selbst beschäftigt sind.

Einmal ist den Sargträgern der Sarg abgerutscht, der stand dann kurze Zeit senkrecht im Grab. Das ist extrem peinlich, das lässt sich auch nicht wieder gut machen. Einmal sind die Angehörigen sehr unruhig geworden, weil auf dem kleinen Schild am Sargdeckel ein falscher Name stand. Das lag ganz einfach daran, dass der Bestatter vor der Trauerfeier den verkehrten Deckel auf den Sarg gelegt hat – aber die Angehörigen dachten natürlich, da liegt die falsche Leiche im Sarg. Und ich kann mich noch erinnern als Chorschüler im Fichtelgebirge – wir hatten einen Pfarrer, der nicht besonders groß war, aber einen großen Leibumfang hatte. Es war Herbst, wir standen auf der einen Seite des Grabs, er auf der anderen, recht dicht am Rand. Sein bald hat dann das Erdreich unter seinen Füßen angefangen, bröckelig zu werden – er hat das nicht gesehen, da war der Bauch im Weg. Und dann hat es einen Schlag getan und der Pfarrer

lag im Grab. Bei uns war es da natürlich vorbei mit der Beerdigung.

Haben Sie es mal erlebt, dass der Pfarrer nicht kam?

Wedek: Einmal stand einer im Stau, zu einer Zeit, als es noch keine Handys gab. Wir haben gewartet und gewartet, nach zehn Minuten kam er dann. Manchmal werden wir auch gebeten, noch ein bisschen zu warten, weil noch nicht alle Angehörigen da sind. Dann setze ich mich an die Orgel und spiele, um den Horror Vacui zu vertreiben. Wenn die Leute da eine Viertelstunde lang sitzen, es ist still und nichts passiert – das kann grausam sein.

Wie viel Wartezeit können Sie überbrücken?

Wedek: Ewig. Kein Problem. Es kommt auch vor, dass nur vier, fünf Leute da sind. Dann sagt der Pfarrer: Komm, dann singen wir nicht, da spielst Du lieber. Wenn fünf Leute singen, kann das ja nur düftig werden.

Warum finden Beerdigungen eigentlich am frühen Nachmittag statt?

Wedek: Damit der Totengraber das Grab noch bei Tageslicht schließen kann. Im Winter wird es schon um 16 Uhr dunkel.

Was macht der demografische Wandel mit ihrer Branche? Der Anteil älterer Menschen steigt...

Wedek: ... aber das wirkt sich nicht aus. Natürlich werden die Leute heute älter, aber gestorben wird in jedem Alter. Das kann man nicht hochrechnen. Es kommen nur einfach weniger Leute zur Beerdigung, je älter der Verstorbene war. Kollegen und Klassenkameraden gibt es ja irgendwann nicht mehr.

Gibt es Menschen, die Sie durch ihr ganzes Leben begleitet haben – Taufe, Hochzeit, Beerdigung?

Wedek: Ja, die gibt es. Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Taufe des Kindes – und dann die Beerdigung. Das ist noch nicht allzu lange her. Ein Mann ist gestorben, mit 28, Autounfall. Das sehe ich und denke: Als der auf die Welt kam, war ich schon in Roth, also habe ich mir Sicherheit bei der Taufe gespielt. Und bei Leuten in diesem Alter erinnert man sich auch: Natürlich, das war dieser eine Konfirmant.

Bei Hochzeiten, wenn ich das Brautpaar unter der Tür stehen sehe, und der Bräutigam ist Anfang, Mitte 20, denke ich oft: Vor zehn Jahren hät' man dich noch abschellen können, und jetzt heiratest du... Es passiert auch oft, dass bei einer Taufe die Mutter zu mir kommt und sagt: „Sie haben schon bei meiner Taufe gespielt“. Na, und jetzt eben: Autounfall, tot. Goutesidank habe ich die Familie nicht näher gekannt.

Das wäre dann nicht so einfach gewesen?

Wedek: Nein.

Denken Sie manchmal über Ihre eigene Beerdigung nach?

Wedek: Darüber habe ich mir noch wenig Gedanken gemacht. Ich habe wohl schon einmal geäußert, welche Musik ich gerne hätte.

Und wenn?

Wedek: Fröhliche Musik, Lob- und Danklieder.

Und nicht die Air von Bach.

Wedek: Mit Sicherheit nicht. Das Gespräch führte Florian Zonnecker

Vom Heldentod zum Massensterben

Der Traum vom süßen Tod und die grauenvolle Realität: Sterben in Zeiten des Krieges

BAYREUTH

Von Michael Weiser

Den Angehörigen blieb die Trauer. Aber auch die Hoffnung, dass der Tod keine Qual bereitet hatte. Dass der Sohn, der Bruder, der Enkel, der Schwager, der Neffe gnädig schnell gestorben war. Dass sein Sterben einen Sinn gehabt habe. Und dass seine allerletzten Gedanken der Heimat gegolten hätten. Gottfried W., Student der Medizin, „fand am 6. Januar mittags bei W... den Heldentod. Als er nach der Heimat schreibend am Tische saß, wurde er von einer Granate tödlich getroffen“. So stand es im „Bayreuther Tagblatt“ zu lesen.

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

Ob's die Wahrheit war? Die Menschen fragten lieber nicht nach. Selbsttäuschung gehörte von Beginn an zum Krieg. Die Deutschen waren überzeugt, dass der Krieg gerecht und schnell zu Ende sein würde, ein Spätsommerfeldzug. Und sie glaubten, dass es süß und ehrenvoll sei, das Leben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Das Volk folgte seinem Kaiser nicht überall so freudig, wie später behauptet wurde, aber gefasst und vielleicht sogar erleichtert nach wochenlanger Spannung. Nicht zuletzt die Söhne des Bürgertums eilten sogar begeistert zu den Waffen: endlich Bewährung, das große, wahre Erlebnis, endlich – Krieg. Auch aus dem Markgrävo-Wilhelmine-Gymnasium eilten die ältesten Jahrgänge zu den Waffen.

Zwei, drei Wochen nachdem die Deutschen mit dem Angriff auf Belgien den Krieg im Westen eröffnet hatten, erschienen im „Bayreuther Tagblatt“ die ersten schwarz umrandeten Todesanzeigen. Dann die ersten Verlustlisten des bayerischen Heeres. Lange Reihen von Namen. Viele von ihnen mit dem Zusatz „tot“ oder „gef.“, mehr noch mit rätselhaften Abkürzungen versehen. Zum Beispiel: „v., S., Kinn, Brust, Arm.“ Vervundet, Schuss, hieß das. Und die Listen wurden immer länger. Manchmal umfassten sie mehrere Zeitungsseiten.

Denn der Krieg forderte entsetzliche Verluste, schon bevor er im Westen im Stellungskampf erstarrte. Maschinengewehre und Granaten trieben den Blutzoll in eine Höhe, mit der die Generalstabsoffiziere nicht gerechnet hatten. So wurden die beiden ersten Monate die blutigsten des Krieges.

Irgendwann kurz vor Weihnachten 1914 ließen die Militärs die Listen nicht mehr veröffentlichen. Schlimm genug, dass der Angriffsplan gegen Frank-



Saubere Uniform, sauberer Tod: Träume vom süßen Sterben ließ der Weltkrieg platzen.

Postkarte: Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Ulrich Burbass

reich gescheitert war. Nun musste man das Volk ruhigstellen. Man täuschte die Menschen daher über die Begleiterscheinungen des Sterbens. Kopfschuss, Granatentreffer, so meldete man. Hauptsache schnell. Vom furchtbaren Leid in den Lazaretten drang kaum eine Nachricht in die Heimat. Der Tod: Er sollte süß und ehrenvoll bleiben.

Und die Soldaten? Die klammerten sich so lange wie möglich an Rituale. Sofern möglich, gaben die Kämpfer den Toten ein würdiges Begräbnis. Sogar für den Gegner war in den ersten Monaten noch Zeit. Ein Bayreuther Soldat schickte eine Postkarte an seine Schützenbrüder in der Schützengesellschaft St. Georgen. Mit Bleistift hatte er ein gepflegtes Grab gezeichnet, auf dem Kreuz ist zu lesen: „Hier ruht ein tapferer Franz. Oiß.“ Und er fügte hinzu: „So ehrt Deutschland seine Feinde.“

Zu vier zogen die Gebrüder Feustel aus Bayreuth in den Krieg. Einer der

„Überall liegen Tote: im Trichter, auf dem Felde, am Hang.“

Georg Will, Kriegsteilnehmer aus Bayreuth

vier, es war Friedel Feustel, führte Tagebuch und beschrieb, wie er und seine Kameraden nach wenigen Wochen Einsatz von einem toten Freund Abschied nahmen. „Lux und ich machten einen Trauerkranz, Fink ihm den Sarg. Auch erwies ich ihm gerne die letzte Freundes- und half ihm betten. Am Sarg stand mit der ungelungen Schrift des Wäldlers: Meinem Kameraden Bachmann aus Liebe gemacht.“

Doch für solche Sorgfalt starben bald zu viele Menschen. Und man gewöhnte sich an den Tod. „Da steck ich schon bis zu den Knien im Schlamm,

aber weiter geht's. Die Toten bilden den eigenen Steg, bis man wieder festen Grund findet“, schrieb Kurt Feustel im Juni 1916 aus Verdun. Das muss man sich mal vorstellen: Die angehenden Soldaten waren froh, wenn Leichen den Weg pflasterten.

Der Tod war allgegenwärtig. „Ein Pesibauch lagert in der Ortschaft, aus allen Winkeln grinst der Tod in seiner fürchterlichsten Art. Überall liegen Tote: im Trichter, auf dem Felde, am Hang, in der Hecke, im Hausgarten, im meteriefen Morast des Weges. Niemand hat Zeit, sie zu entdecken oder wegzuschaffen“, schrieb Georg Will aus Bayreuth in seinem Tagebuch. „Manche waren schon einmal eingescharrt, sie sind von den Granaten wieder ausgewählt worden. Da und dort starren einzelne Glieder aus der Erde oder liegen frei umher.“ Helden Tod? Der Krieg war zum anonymen Massensterben geworden, der Mensch zum Material.

So fürchterlich der Tod des Kindes oder des Vaters eine Familie treffen mochte, so grässlich die Soldaten den Krieg erlebten – die vielen Toten erhöhten nicht die Friedensbereitschaft. Im Gegenteil: Nach so vielen Opfern, glaubte man, müsse man dem Feind erst recht harte Forderungen stellen. Zwischen Europa und dem Frieden wuchs eine Mauer aus Leichen.

Als das deutsche Heer im August 1918 schließlich zusammenbrach, mochten es in Bayreuth die Menschen nicht glauben. „Jeder gut gesinnte Deutsche ist ja außer sich über diese schmachvolle Friedenswünsche!“, schrieb Winifred Wagner kurz vor dem Waffenstillstand in einem Brief. „Dafür diese Opfer – O Schande – O Schmach! Der Tod von Hunderttausenden hatte keinen Sinn gehabt. Er hatte nicht einmal Einsicht besichert. Er hatte die Sehnsucht nach Revanche geweckt.“

Altersgerechtes Wohnen scheitert am Geld

Architekt Gerhard Speckner plant seit zwei Jahren Seniorenhäuser in der Region – Verwirklicht hat er mangels Investoren noch keines

PEGNITZ/BAYREUTH/
BINDLACH/HEINERSREUTH
Von Heike Hampf

Der Architekt Gerhard Speckner hat eine große Idee: Er will, dass Menschen auch im hohen Alter selbstständig wohnen können. In Bindlach, Eschenbach und Heinersreuth sind seine Pläne eines „Generationenhauses“ allerdings zunächst geplatzt. Jetzt versucht es Speckner in Pegnitz erneut.

> Die Idee: Speckner plant Häuser mit Wohnungen, die jeweils eineinhalb bis drei Zimmer haben. Barrierefrei, mit Gemeinschaftsräumen, vielleicht einem Kiosk im Haus. Diese Häuser will Speckner zentral bauen – in der Nähe von Apotheken, Ärzten, Supermärkten, Bushaltestellen, Ambulante Pflege, eine Haushaltshelferin – das soll die Hausgemeinschaft nach Bedarf selbst organisieren.

> Der Haken: Speckner braucht Geld, einige Millionen, und deswegen Investoren. Die findet er erst, wenn er genug Interessenten hat. Die Senioren sollen die Wohnungen kaufen. Oder von Anlegern mieten. Problematisch wird es aber dann, sagt Speckner, wenn die Vermieter im Alter selbst im Generationenhaus wohnen wollen. „Es kann passieren, dass der Bedarf so plötzlich da ist, dass es schwierig ist, einem 80-jährigen Mieter zu kündigen.“



Architekt Gerhard Speckner (67) sucht mittlerweile Kontakt zu Gemeinden im Süden Bayerns. Er findet in der Bayreuther Region kaum Investoren. Foto: Hampf

> Heinersreuth: Hier hatte Speckner ein Generationenhaus im Kirchweg ange-dacht. Als Nachbarn Bedenken wegen der Größe des Gebäudes äußerten, zog sich Speckner zurück. Er schiebt die Schuld auf die Anwohner: „Wenn Widerstand da ist, ist das ein Problem für die späteren Bewohner.“ Die Anwohner am Kirchweg lassen diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen. Sie sagen: „Wir wurden überrumpelt.“ Ihrer Ansicht nach passt ein Haus mit zehn Wohnungen nicht mitten in den Ort. Mittlerweile hat Speckner ein anderes Grundstück im Blick: Er hat bei der Gemeinde beantragt, beim Rewe-Markt Wohnbebauung zuzulassen.

> Bindlach: In der Ortsmitte hatte Speckner im vergangenen Jahr ein Grundstück im Blick. Der Gemeindevorstand war von seiner Idee angetan. „Wir sind froh, dass sich jemand traut, in dieses trostlose Areal etwas reinzuplanen“, hatte Gemeindevorstand Werner Hereth (SPD) dem Kurier damals gesagt. „Die Menschen wollen aber lieber nach Bayreuth als nach Bindlach oder Heinersreuth ziehen“, sagt Speckner. Für ihn ist das der Grund für das mangelnde Interesse der Investoren. „Ich würde den Gemeinden im Specknergürtel am liebsten raten, sich in die Stadt eingemeinden zu lassen.“ Speckner ist frustriert, „von den Gemeinden bekomme ich immer positive Signale“.

> Eschenbach (Oberpfalz): In der 4000-Einwohner-Gemeinde hatte Speckner 30 Wohnungen geplant. Das war dem Stadtrat zu groß, er lehnte den Bauantrag ab. „Der Stadtrat hat mich blockiert“, sagt Speckner. „Wir haben nach wie vor Interesse signalisiert, allerdings an einem kleineren Projekt“, sagt hingegen Bürgermeister Peter Lehr (SPD). „Ich hoffe, Herr Speckner kommt mit einem neuen Bauantrag auf uns zu.“

> Pegnitz: Neben dem Senivita-Seniorenhaus plant Speckner 20 Wohnungen auf drei Etagen. „Pegnitz ist groß, hier hoffe ich auf genug Investoren“, sagt Speckner. Die älteren Pegnitzer, sagt er, ziehe es nicht in die Stadt Bayreuth. Am heutigen Freitagnachmittag um 16 Uhr lädt Speckner ins Café Bär ein. „Ich will vorfühlen, ob es Interesse gibt.“ Horst Wiesent, Geschäftsführer bei Senivita, findet die Idee gut. „Wir könnten uns schon eine Kooperation vorstellen“, sagt er. Er finde es „immer toll“, wenn sich etwas bewege. Wiesent hofft, dass Speckner bald auf ihn zukommt, um über eine Kooperation zu reden. Doch Wiesent äußert auch vorsichtig eine Befürchtung: „Ich hoffe, es handelt sich am Ende nicht um betrogenes Wohnen.“ Das heißt: Investoren wollen unter dem Deckmantel des guten Wohnens im Alter Eigentum verkaufen.

Mit kleinen Schritten zurück ins Leben

Als Hildegard Horters Mann starb, brach für sie eine Welt zusammen – Im Alltag zurecht zu kommen, musste die 58-Jährige erst wieder lernen

WUNSEES

Von Sarah Bernhard

Vor zwei Jahren starb Hildegard Horters Mann Edwin durch einen Unfall. Ihr halbes Leben hatten die beiden miteinander verbracht, nach seinem Tod fiel die 58-Jährige in ein tiefes Loch. Mit kleinen Schritten kämpft sie sich seitdem zurück ins Leben. Hilfe bekam sie von Trauerbegleiterin Jutta Holighaus (51), die beim Hospizverein Bayreuth die Trauergruppe „Trauerbegegnung miteinander“ leitet. Für den Kurier lassen sie die beiden vergangenen Jahre Revue passieren.

Dass Trauer so sein würde, hätte Hildegard Horter nie gedacht. „Ich hatte unerklärliche Muskelschmerzen, wochenlang, musste mich immer wieder hinlegen.“ Miteinander zu reden fällt der kleinen Familie schwer. „Die Kinder wollten mit immer Unterstützung



Trauerbegleiterin Jutta Holighaus (links) hat Hildegard Horter geholfen, mit dem Verlust ihres Mannes Edwin fertigzuwerden. Foto: Harbach

KURIER-SERIE: TOD & STERBEN

geben, aber sie sind ja selber nicht zurechtgekommen. Wir hatten keine Worte für das, was wir fühlten.“ Hildegard Horter versucht, alleine mit ihrer Trauer klarzukommen. Das kostet sie ihre ganze Kraft. „Aufstehen, essen, trinken, der ganze Alltag war ein Drama.“ Was um sie herum passiert, bekommt sie in dieser Zeit kaum mit. „Ich wollte einfach meine Ruhe.“

Der Schockzustand nach dem Tod eines Angehörigen hat Auswirkungen auf körperlicher, seelischer und psychischer Ebene. Dinge, die früher normal waren, schafft man nicht mehr. Man zieht sich zurück, weint über das, was man verloren hat. Menschen, die sonst immer funktionieren, fragen sich oft, ob diese Reaktion normal ist. Ja, das ist eine ganz normale Trauerreaktion. Betroffene erleben es deshalb manchmal als hilfreich, wenn von außen Angebote gemacht werden wie einkaufen gehen oder Rasen mähen.

Trauerbegleiterin Jutta Holighaus

„Das Schlimmste war, dass es so endgültig war“, sagt Hildegard Horter. Ihr Verstand habe begriffen, dass ihr Mann tot sei. Aber sein Herz nicht. Mein Herz will das nicht begreifen.“ Manchmal, wenn sie auf dem Sofa lag, meinte sie, die Scheumertüre klappern zu hören. So, wie sie immer klapperte, wenn ihr Mann den Bulldog in die Scheune fuhr. „Aber wenn ich runter bin, war die Tür immer zu.“ Das sei mittlerweile besser geworden. „Aber ich kann bis heute nicht begreifen, dass er weg ist.“

Endgültigkeit kann die Seele nur in ganz kleinen Etappen erfassen. In der ersten Zeit wird sie deshalb oft verdrängt: Viele sprechen noch von „wir“, manche meinen, den Verstorbenen gehört oder gesehen zu haben. Das Hers kann nicht verstehen, was für den Kopf schon präsent ist. Auch das ist normal.

Trauerbegleiterin Jutta Holighaus:

Fünf Jahre war Edwin Horter in Rente, bevor er starb, „das war ein Geschenk, das merke ich immer mehr“, sagt Hildegard Horter. Aber sie sagt auch: „Im Nachhinein wünsche ich mir,

wir hätten mehr Zeit miteinander verbracht.“ Das Problem, Dinge nicht besprochen zu haben, blieb ihr hingegen erspart. „Was wir zu besprechen hatten, haben wir besprochen.“ Nur manchmal fühlt sie sich schuldig, weil sie nicht da war, als es passierte. „Aber ich hätte ihm letztendlich wohl so wieso nicht helfen können.“

Auch wenn die Beziehung gut gelebt wurde, haben die Allermeisten noch kleine Punkte, die sie gerne anders gemacht hätten. Diese Art „Schuldgefühle“ muss man ernst nehmen. Aber vor allem muss man schon im

Leben darauf achten, dass man den Beziehungen, die einem wichtig sind, genug Raum gibt.

Trauerbegleiterin Jutta Holighaus

Irgendwann beschließt Hildegard Horter, über das Erlebte zu sprechen. Erst mit ihren Kindern und ihrer Schwester, dann in der „Trauerbegegnung miteinander“ des Hospizvereins Bayreuth. Am Anfang fühlt sie sich unwohl, „ich musste viel Kraft aufwenden, um wieder hinzugehen“. Aber Hildegard Horter merkt auch: Sie ist mit ihrem Leid nicht alleine. „Ich dachte ja schon manchmal, ich bin nicht mehr

ganz richtig. Gerade wegen der Scheumertüre. Aber ich merkte, dass es den anderen auch so geht.“

Was in der Trauer hilft, ist individuell. Manchen reichen Freunde und Familie, manchen tut eine Trauergruppe gut. Wir bieten den Betroffenen viel Raum zum Erzählen, man muss aber nicht. Manche Teilnehmer verstehen sich so gut, dass sie auch außerhalb der Trauerbegegnung gemeinsam etwas unternehmen.

Trauerbegleiterin Jutta Holighaus

Vorbei ist die Trauer für Hildegard Horter aber noch lange nicht. „Manches rückt ein bisschen weg, aber nur im Kopf, nicht im Herzen.“ Ihren Alltag könne sie jetzt wieder selbst bewältigen, „aber es war eine wahnsinnige Arbeit, so weit zu kommen“. Bis heute spricht sie in Gedanken mit ihrem Mann.

Wenn sie ihre Gefühle übermannen, dann schreibt sie. „Ich habe schon 100 Blatt.“ Oder sie geht raus in die Natur. „Ich war immer ein Werk-Typ, aber das bin ich nicht mehr. Ich überfordere mich schnell und dann bin ich körperlich kaputt.“ Aber die richtige Balance zwischen Ruhe und Aktivität zu finden, fällt ihr immer leichter.

Denn Hildegard Horter hört jetzt auf ihr Bauchgefühl. „Ich achte viel mehr darauf, was mir guttut. Und es ist mir egal, was die anderen denken.“ Wenn zum Beispiel jemand kommt und sie fragt, wann sie sich wieder jemand Neues suche. „Da dreh‘ ich mich einfach um und gehe. Früher hätte ich mich das nicht getraut.“

Die Trauerzeit ist ein Rückwärts-schauen auf die gewesene Beziehung. Aber irgendwann kommt der Punkt, an dem Trauernde spüren, dass sie in kleinen Schritten nach vorne gehen können. Sie müssen Mut haben, auf ihre Bedürfnisse zu hören. Was ihm wirklich gut tut, weiß der Trauernde selbst am besten. Schwierig wird es, wenn die Umgebung findet, man habe lange genug getrauert und das Leben müsse weitergehen. Aber für Trauernde geht das Leben nicht einfach weiter. Für sie ist alles anders.

Trauerbegleiterin Jutta Holighaus

Den Weg zurück ins Leben muss ein Trauernder selbst finden. Hildegard Horter rät aber jedem zu Gesprächen, „egal ob mit der Familie, mit Freunden oder auch in einem Trauergesprächskreis. Mir war er auf jeden Fall eine große Hilfe“.

INFO: Mit diesem Teil endet die Kurier-Serie „Tod & Sterben“ vorerst. Wenn Sie weitere Anregungen haben, melden Sie sich unter sarah.bernhard@kurier.tml.de oder unter Telefon 09 21/29 43 42.

HIER FINDEN SIE HILFE

> Hospizverein: Weitere Informationen zur Trauergruppe „Trauerbegegnung miteinander“ sowie zu Einzelgesprächen mit Jutta Holighaus gibt es im Büro des Hospizvereins unter Telefon 09 21/1 50 52 92.

> Ökumenisches Trauercafé: Die Katholische Erwachsenenbildung (KEB) und das Evangelische Bildungswerk bieten an jedem zweiten und vierten Mittwoch im Monat von 16 bis 18 Uhr

ein offenes und kostenloses ökumenisches Trauercafé im Maximilian-Kolbe-Haus, Schulstraße 26, an. Leiterin Bernhard Sparrer. Weitere Informationen unter Telefon 09 21/8 48 68 (KEB) oder 09 21/5 60 68 10.

> Trauernde Eltern: Jeden letzten Samstag im Monat von 16 bis 18 Uhr treffen sich unter der Leitung von Andrea Erchenmüller in der Beratungsstelle für Ehe-, Familien-, Lebensstra-

gen, Bürgerreuther Straße 7a, Eltern, die ein Kind verloren haben. Weitere Informationen unter Telefon 09 21/2 79 77.

> Praxen: Darüber hinaus bieten verschiedene Praxen in Bayreuth und Umgebung Trauerbegleitungen an, unter anderem die von Martina Graf-Schmidt unter Telefon 01 60/97 38 45 29. Die Krankenkasse übernimmt diese Kosten jedoch nicht. sdb

Mit dem Dekon-P-Fahrzeug zu ABC-Einsätzen

Bei der Creußener Feuerwehr ist der erste Dekontaminierungswagen für Personal im Landkreis Bayreuth stationiert

CREUSSEN

Von Franke Engelbrecht

Bei der Stützpunkfeuerwehr Creußen ist jetzt ein Dekontaminierungsfahrzeug für Personal (Dekon P) stationiert. Es ist im Landkreis Bayreuth das erste Einsatzfahrzeug dieser Art.

Das Dekon P wird bei den sogenannten ABC-Unfällen (atomar, biologisch oder chemisch) alarmiert. Die Anschaffungskosten des Fahrzeuges samt Beladung in Höhe von 250 000 Euro sowie Unterhalt und Wartung finanziert das Bundesamt für Katastrophenschutz. Für Sprit und Stellplatz ist die Stadt Creußen zuständig.

„Das neue Einsatzfahrzeug ist eine große Herausforderung für uns und bedeutet natürlich auch viel Arbeit“, sagt Kommandant Mario Tauber. Der Übungs- und Pflegeaufwand ist groß, der Umgang mit dem Fahrzeug ist Neuland für die Kameraden. „Creußen ist schon seit vielen Jahren Katastrophenschutzstandort“, erklärt der Kommandant. Die Creußener Feuerwehrkräfte sind schon gut auf einen möglichen Einsatz mit dem Dekon P vorbereitet und haben verschiedene Lehrgänge besucht. Auch Tauber hat mit ihnen schon über 50 Trainingseinheiten absolviert und zehnmal die komplette Anlage aufgebaut. Auch mit den Wehren des



Das einzige Dekontaminierungsfahrzeug für Personal im Landkreis Bayreuth ist bei der Feuerwehr Creußen stationiert. Kommandant Mario Tauber (links) und Sebastian Spandl laden noch die Zeltheizung ein. Foto: Münch

30. Löschzugs, dem Engelmansreuth, Tiefenthal und Schnabelwaid angehören, wird der Umgang mit dem Dekon P trainiert. Außerdem wird mit der Speichersdorfer Wehr geübt, die einen Abrollcontainer Umweltschutz hat.

Die Ausrüstung des Dekontaminierungsfahrzeugs besteht aus vier Zelten, die aufgeblasen werden und miteinander verbunden sind. In ihnen werden die Feuerwehrleute mit 40 Grad warmem Wasser von außen durch Grifföcher abgebraust und mit Bürsten geschrubbt. Wenn sie ihren Schutzeinsatz ausgezogen haben, bläst der Luftstrom der Zeltheizung letzte Partikel ab bevor sich die Kameraden selbst mit Seife und Desinfektionsmittel duschen können. Im letzten Zelt stehen die Einsatzkräfte wieder an. Während des ganzen Reinigungsprozesses werden sie immer wieder mit einem Strahlungsmessgerät untersucht, um die Einhaltung der Grenzwerte zu überprüfen.

Auch in Laineck befindet sich ein vergleichbares, aber wesentlich älteres Fahrzeug. Als positiv bezeichnet es Kommandant Tauber, dass die Ausrüstung beider Wehren durch Adapter miteinander verbunden werden kann. Der Aufbau der kompletten Anlage dauert rund eine halbe Stunde, das erste Zelt steht bereits nach zehn Minuten.